Zeitschrift: Beiträge zur Aargauergeschichte

Herausgeber: Historische Gesellschaft des Kantons Aargau

Band: 12 (2003)

Artikel: Der modernen Schweiz entgegen : Heinrich Zschokke prägt den Aargau

Autor: [s.n.]

Kapitel: Der Schweizerbote

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-110905

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Schweizerbote

Zeitungen und Zeitschriften waren für Zschokke eine andere Form des Briefschreibens. Der Unterschied zu Briefen lag in der unbeschränkten Leserzahl. Wenn Zschokke etwas Wichtiges zu sagen hatte, dann teilte er es gern möglichst vielen Menschen mit. Zeitungen und Zeitschriften erlaubten es ihm, aktuelles Geschehen und Gedanken zur allgemeinen Lage ohne Umschweife und Verzögerung zu publizieren und so unmittelbar auf die Zeitgenossen einzuwirken. Der Nachteil, dass sie nur für den Tag gedacht waren und kaum über den Tag hinaus wirkten und mit ihrem Medium vergänglich waren, kümmerte ihn kaum. «Zeitungen sind *Zeitlosen;* sie entstehn und vergehn und machen andern Platz», schrieb er einmal.[1]

Im gleichen Atemzug bezeichnete er Zeitungen als Zeitzungen. Dieser Ausspruch Zschokkes ist berühmter geworden als der erste. Zeitungen haben eine eigene Sprache; sie sprechen in und für die Zeit. Sie geben die Ereignisse des Tages wieder, sind ein Abbild der Gegenwart, ihrer Gedanken und Ideen. Aber es war zu Zschokkes Zeiten nicht selbstverständlich, dass Zeitungen offen sprechen durften. Die Meinungsfreiheit, das Recht auf frei zugängliche Informationen musste in der Schweiz erst noch erkämpft werden, und daran hatte Zschokke massgeblichen Anteil.

Alles in allem hat Zschokke im Lauf seines Lebens über ein Dutzend verschiedene Zeitschriften und Zeitungen gegründet, redigiert und geschrieben. Bei der ersten, der «Monatsschrift von und für Mecklenburg», war er 17 Jahre alt; die Redaktion der letzten und bekanntesten, des «Schweizerboten», gab er mit 65 Jahren auf. Einige seiner Zeitschriften kamen wöchentlich ein- oder zweimal, andere monatlich oder seltener heraus. Der «Helvetische Genius» und der «Prometheus. Für Licht und Recht» erschienen nur zwei beziehungsweise drei Mal; die langlebigsten beiden während mehr als einem Vierteljahrhundert. Mit einer Mischung von Unterhaltung, Wissen und Politik wandte er sich an ein gebildetes Publikum, mit belehrenden oder religiösen Zeitungen an das einfache Volk.

Er schuf eine Zeitschrift, die sich an eine weibliche Leserschaft richtete, die «Erheiterungen». Sie brachten Erzählungen, Romane in Fortsetzungen, Gedichte, Aufsätze und Anekdoten in einem bunten Gemisch. An ihr arbeiteten auch Dichterinnen aus Deutschland mit. Trotz des meist harmlosen Inhalts mussten die «Erheiterungen» 1827 eingestellt werden, weil die Aargauer Regierung sie immer schärfer zensurierte. Das schien umso weniger gerechtfertigt, als sie gar nicht für den Aargauer, sondern für den deutschen Lesermarkt bestimmt waren.

Dort konkurrierten sie mit anderen Zeitschriften, die weitaus freimütiger verfasst waren.

Für einmal war die Regierung Siegerin geblieben, aber damit hatte sie den Bogen überspannt. Wir werden noch sehen, wie die Handhabung der Pressezensur zu ihrem Sturz beitrug, weil sie damit die liberalen Kräfte im Aargau in die Opposition trieb.

In Preussen unter Friedrich dem Grossen, wo Zschokke seine ersten publizistischen Gehversuche unternahm, hatte er eine einigermassen liberale Zensur erlebt; im nahen Göttingen gab der Universitätsprofessor August Ludwig Schlözer mit seinen «Staatsanzeigen» 1783–1795 eine weitgehend unbehelligte politische Zeitschrift heraus. Die französische Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte von 1789 und die amerikanische Bill of Rights erklärten die Meinungsfreiheit gar zu einem Menschenrecht. Unter dem Nachfolger Friedrichs, seinem Neffen Friedrich Wilhelm II., ging der aufgeklärte Absolutismus und damit die Liberalität der Presse jäh zu Ende, und Zschokke kam in die angeblich freiere Schweiz. Trotzig hatte er geschrieben: «Leget dem Volke keine Ketten an, so hat es keine zu zerbrechen; presset dem männlichen Geist der Nation nicht den eisernen Kinderschuh des Gesetzes auf!»[2]

Die Erfindung des Schweizerboten

Die Helvetische Republik schloss sich 1798 dem Grundsatz der Franzosen und Amerikaner an, mit dem berühmten Artikel 7 der Verfassung von Peter Ochs: «Die Preßfreiheit ist eine natürliche Folge des Rechtes, das jeder hat, Unterricht zu erhalten.» Die Pressefreiheit wurde zwar schon im gleichen Jahr faktisch wieder zurückgenommen, aber es ist leichter, ein Recht zu gewähren, als es auf Dauer wieder aufzuheben. In den folgenden Jahrzehnten mass man den jeweiligen Umgang mit der Presse mit den Versprechungen zu Beginn der Helvetik.

1803, als die Kantone in ihre alte souveräne Herrlichkeit eingesetzt wurden, wurde die Zensur fast überall wieder eingeführt. Urteile, ja nur schon Berichte über Verhandlungen und Entscheide von Regierungen galten als anstössig und wurden unterdrückt und bestraft. Eine Folge davon war, dass die Presse keine politischen Mitteilungen mehr brachte; als Organ der öffentlichen Meinung war sie ausgeschaltet.[3]

Es waren keine guten Vorzeichen, als Zschokke 1804 im Aargau eine Zeitung gründen wollte. Immerhin waren in diesem jungen Kanton liberale Männer am Ruder, und die Verfassung, wenn sie die Meinungsfreiheit schon nicht garantierte, schränkte sie doch auch nicht wesentlich ein.

Als der eidgenössische Landammann am 2. Juni 1803 von der Aargauer Regierung verlangte, «sorgfältige Wachsamkeit auf die im Kanton herausgegebenen öffentlichen Zeitungsblätter zu halten, damit nicht etwas darin erscheine, was auf

die Gegenwärtigkeiten verschiedener Mächte Bezug haben und für die Schweiz von nachtheiligen Folgen seyn» könnte, antwortete sie ihm, dass dies sie nicht betreffe, da es hier keine Zeitung gebe. Tatsächlich kam im Aargau ausser dem «Intelligenz-Blatt» als amtlichem Publikationsorgan nur noch das «Kantonsblatt» heraus, das die Gesetze und Verordnungen wiedergab.[4] Für mehr Publizität schien es im Aargau keinen Bedarf zu geben.

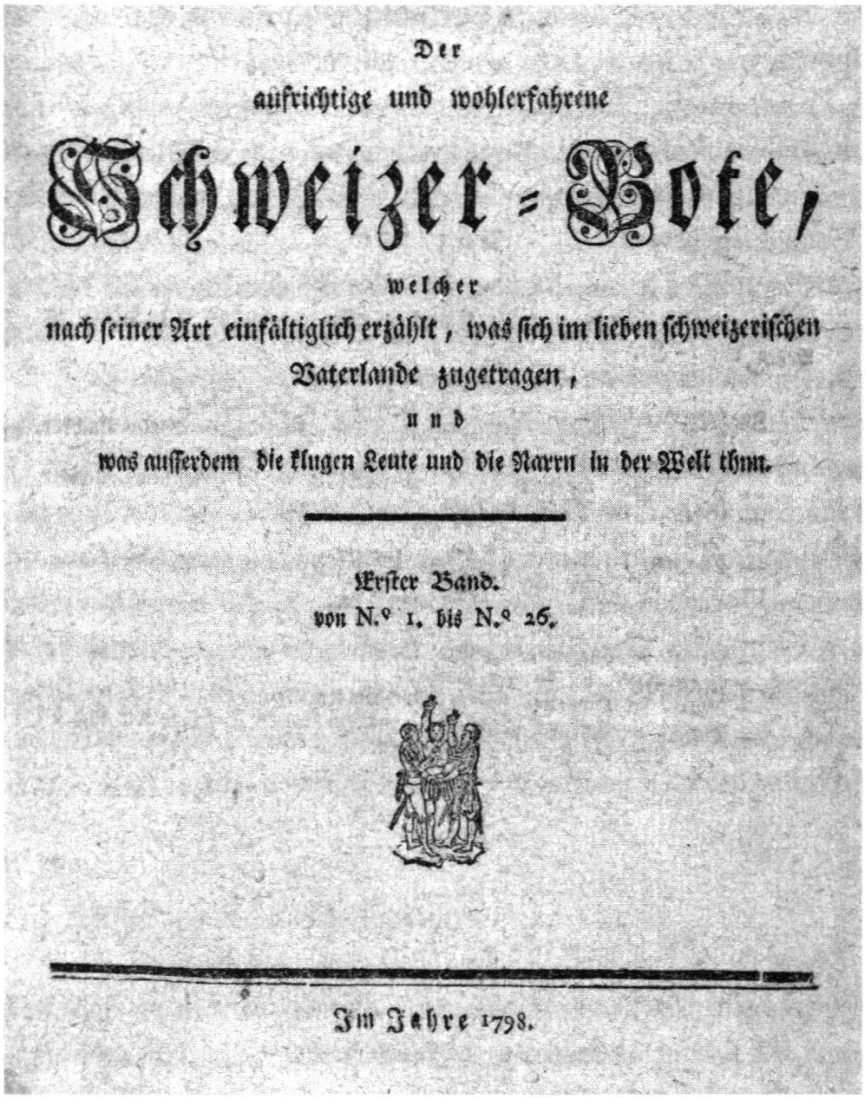
In der Helvetik war Zschokke für ein halbes Jahr Leiter des Büros für Nationalkultur im Ministerium der Wissenschaften und Künste gewesen. Als solchem oblag es ihm, dem Volk die Massnahmen der Regierung nahe zu bringen. Er gründete innerhalb weniger Monate drei Periodika: Die «Helvetische Zeitung» war die Stimme der Regierung und fand wenig Anklang. «Der Helvetische Genius» suchte ein gehobenes Publikum im In- und Ausland, erörterte Fragen der helvetischen Revolution, erzählte ihre Geschichte und diskutierte notwendige Reformen etwa im Unterrichtswesen. Der «Schweizer-Bote» schliesslich, die eigentliche Erfindung und Schöpfung Zschokkes, wandte sich an den Mann auf der Strasse und setzte weder Glauben an die Regierung noch Vorbildung voraus. Der Erfolg übertraf alle Erwartungen: Innert weniger Wochen erreichte er eine Auflage von 3 000 Exemplaren, obwohl es damals an Zeitungen wahrlich keinen Mangel gab.

Ein ächtes Volksblatt

Scheinbar aus dem Ärmel hatte Zschokke in einem Gespräch mit dem Erzieher Heinrich Pestalozzi die Idee seiner Volkszeitung geschüttelt: «Ein ächtes Volksblatt, sagt' ich zu ihm: müsse kein Regierungsblatt, sondern unabhängig seyn; nicht nur Sprache, Witz und satyrische Laune der schweizerischen Landleute annehmen, nicht nur All' und Jedes, wie für Kinder, in kleine Geschichten einkleiden, sondern sogar auf grobem Papier, gleich Bauernkalendern, mit rothem Titel, breitem Druck erscheinen. Aus dem Stegreif macht' ich ihm sogar noch einen Titel dazu: ‹Der aufrichtige und wohlerfahrne Schweizerbote, welcher nach seiner Art einfältiglich erzählt, was sich im lieben Vaterlande zugetragen, und was außerdem die klugen Leute und die Narren in der Welt thun.›»[5]

Solange Zschokke Redaktor des Blattes war, trug es den Titel «Der aufrichtige und wohlerfahrene Schweizer-Bote». In der vollständigen Form, wie Zschokke ihn Pestalozzi vorschlug, tauchte er nur auf dem Deckblatt auf, das jedem halben Jahrgang mit einem Stichwortregister beigegeben wurde. Schon dieser Titel vermittelte Glaubwürdigkeit und Biederkeit und eine gewisse Distanz zum Weltgeschehen, über das nicht berichtet, sondern erzählt wurde. Wer den Schweizerboten in die Hand nahm, musste nicht Sorge haben, überfordert oder übertölpelt zu werden.

Der Schweizerbote wurde akzeptiert, weil er die Amtssprache vermied und nicht nach Regierung roch. Da unterhielt sich ein Mann aus dem Volk von Du zu


Der
aufrichtige und wohlerfahrene
Schweizer-Bote,
welcher
nach seiner Art einfältiglich erzählt, was sich im lieben schweizerischen
Vaterlande zugetragen,
und
was ausserdem die klugen Leute und die Narrn in der Welt thun.

Erster Band.
von N.° 1. bis N.° 26.

Im Jahre 1798.

Deckblatt des Schweizerboten für das erste Halbjahr 1798–1799 mit dem Rütlischwur. Die Helvetische Republik bezog sich gern auf die Gründung der Eidgenossenschaft von 1291. Offizielles Symbol in den amtlichen Briefen war Wilhelm Tell mit seinem Sohn Walter nach dem Apfelschuss.

Du mit seinem Leser wie mit seinesgleichen, sprach Klartext, formulierte Fragen, Zweifel und Ängste, die alle bewegten, und beantwortete sie offenherzig, humorvoll, mit allerlei Anspielungen auf aktuelle Ereignisse.

Es war ungewöhnlich, dass jemand die Gefühle im Volk ernst nahm und aussprach. Noch überraschender war es, dass gleichsam unter den Fittichen der Regierung eine Zeitung entstand, welche, mit einem gesunden Misstrauen ausgerüstet, selbst die Regierung nicht vor Kritik verschonte. Dazu brauchte es Mut. Daran mangelte es Zschokke nicht. Andererseits betrieb Zschokke eine Art Camouflage, indem er sich hinter einem biederen Fussboten versteckte. Während er die Nähe zum Leser suchte, signalisierte er zugleich: Ich, Heinrich Zschokke, bin es nicht, der zu euch redet; es ist ein anderer, euresgleichen. Indem er die Beden-

ken gegenüber Neuerungen aufgriff, konnte Zschokke zugleich belehrend und beruhigend auf das Volk einwirken und Massnahmen der Regierung erklären.

So führte er sich dem Leser ein:

> «Mit Erlaubniß, man fällt einander nicht mit der Thür ins Haus. – Zuvörderst reich ich euch die Hand zum freundschaftlichen Grusse, liebe Landsleute, und meld euch, daß ich selbst das Allerneuste bin, was ich mitbringe.
>
> Gelt, da schaut ihr mich an, und mögtet mir gerne ins Auge sehen, und fragen: was bist du für einer? – Bist du ein Oligarch? Nein ich bin kein ausgedrückter Schwamm, den da dürstet. – Bist du ein Patriot nach der Mode? Nein, denn ich weiß, daß meine leeren Taschen nicht das Vaterland sind. – Bist du ein Aristokrat? behüte mich Gott, die Todten sollen erst am jüngsten Tage auferstehn. – Bist du ein Freund der alten Ordnung? Nein, ich liebe keine verrostete Flinte, die, wenn man schiessen will, nicht los geht. – Bist du Liebhaber der neuen Ordnung? Neue Schuhe drücken zwar anfangs, doch sind sie besser, als die Zerrissenen; und das Gute ist besser, als das Neue; drum lieb ich die gute Ordnung.»[6]

Zschokke beschrieb den Schweizerboten in Menschengestalt, als er im Zeitungskopf zum ersten Mal abgebildet war:

Zeitungskopf des Schweizerboten Nr. 14 von 1799, auf dem zum ersten Mal ein Holzschnitt zu sehen ist. Zschokke verfasste dazu eine ausführliche Bilderklärung, die auf der nächsten Seite wiedergegeben wird.

«Da droben bin ich abkonterfeit, unter dem Eichbaum, und theile meine Gaben aus an Sünder und Gerechte. Der da mit der weissen Müzze unten am Baum so krumm sizt, ist mein Gevatter *Storchschnabel,* der meint es redlich mit der ganzen Welt, und läßt die Narren laufen. Der Kerl mit dem Ränzel auf dem Rükken ist einer von denen, die den hellen Tag nicht ohne Brille sehn können, wie unsre jungen Herrn in seidnen Strümpfen zu Bern und Basel und Zürich; in seinem Ränzel hat er gewiß allerley Prophezeyungen womit er die Bauern betrügen soll; hat deswegen auch den Hut tief ins Gesicht, damit der Schweizerbot ihm den Schelmen nicht ansehen soll.

Hinter dem Schweizerboten liest der dikke Mann mit dem runden Hut recht aufmerksam, und hält das Blatt an sein Herz, als wollt' er sagen: es ist *wahr!* Aber neben ihm steht ein falscher Ohrenbläser, der will alles besser wissen. Der thut nun recht freundlich, und recht ehrlich, aber man siehts ihm an der Nase an, daß er ein schlimmer Vogel ist. Am Ende glaub ich, ist es Meister *Baldrian,* der *Märzenpatriot,* der da denkt, die ganze Schweiz geht unter, wenn er nicht Agent wird.

Er ist ein guter Freund von dem Schwarzrok, zur rechten Hand, mit dem steifen Zopf, und kommt vielleicht von ihm her. Der steht da in der Ferne und ist so einer von den *Wakkelköpfen,* und hält sich immer von weitem, weil er kein gutes Gewissen hat. Er denkt weil er einen steifen Zopf trägt und einen dreiekten Hut, so ist er mehr wie der türkische Kaiser, und liest und brütet nun Lügen aus, um das Gute zu verderben, was der Schweizerbot gesagt hat.»

Die Idee, das Volk in seiner eigenen Sprache und mit Du anzureden, war so zündend, dass sie von den Gegnern der Helvetik, zu denen Zschokke beileibe nicht gehörte, benutzt wurde. Sie kopierten Zschokkes Vorbild mit Titeln wie «Der alte redliche, offenherzige Alpenboth» oder «Der redliche und aufrichtige Bote aus Schwaben» und bemühten sich, den volkstümlichen Tonfall zu imitieren. Sogar das Beispiel der drückenden Schuhe wurde aufgegriffen. Der «Alpenboth» schrieb: «Ja loos du, da muß ich dir gerad sagen, wie ich denke, wenn von neuen Schuhen die Rede ist, bin ich mit dir, daß die Schuhe besser als die zerrissenen sind, wenn sie auch ein wenig drucken! Wenn aber der Schue nach einem fremden Leist, und nicht nach dem Fuß dessen, der ihn tragen soll, verfertigt wird, so daß man den Fuß hineinzwängen oder gar zuschneiden lassen muß, o! dann will ich lieber zerrissene Schue schleppen, als mit neuen gequält sein müssen! Holl der Guger derlei Schumacher meinetwegen!»[7]

Dem helvetischen Kulturminister Philipp Albert Stapfer wurde sein Vorsteher des Büros für Nationalkultur lästig. Dieser betrieb auf eigene Faust Eskapaden, statt stramm die offizielle Haltung zu vertreten. Statt dem Regierungsblatt «Helvetische Zeitung» die gebührende Aufmerksamkeit zu schenken, gab

Zschokke dessen Redaktion nach nur einem Vierteljahr wegen mangelnden Absatzes wieder auf und widmete sich seinen eigenen Produkten.

Zschokke wurde von seiner Tätigkeit freigestellt, heute würde man sagen: wegbefördert. Er wurde dem Innenminister unterstellt und als Krisenmanager in Kriegsgebiete geschickt. Dort sollte er die angeschlagene Autorität der Regierung wiederherstellen. Zwischen Stans, Schwyz und Zug pendelnd, als Begleiter von Napoleons Truppen über den Gotthard ziehend, schliesslich in Bellinzona und Lugano die Verwaltung der Tessiner Kantone reorganisierend, konnte er an eine Weiterführung des Schweizerboten nicht mehr denken.

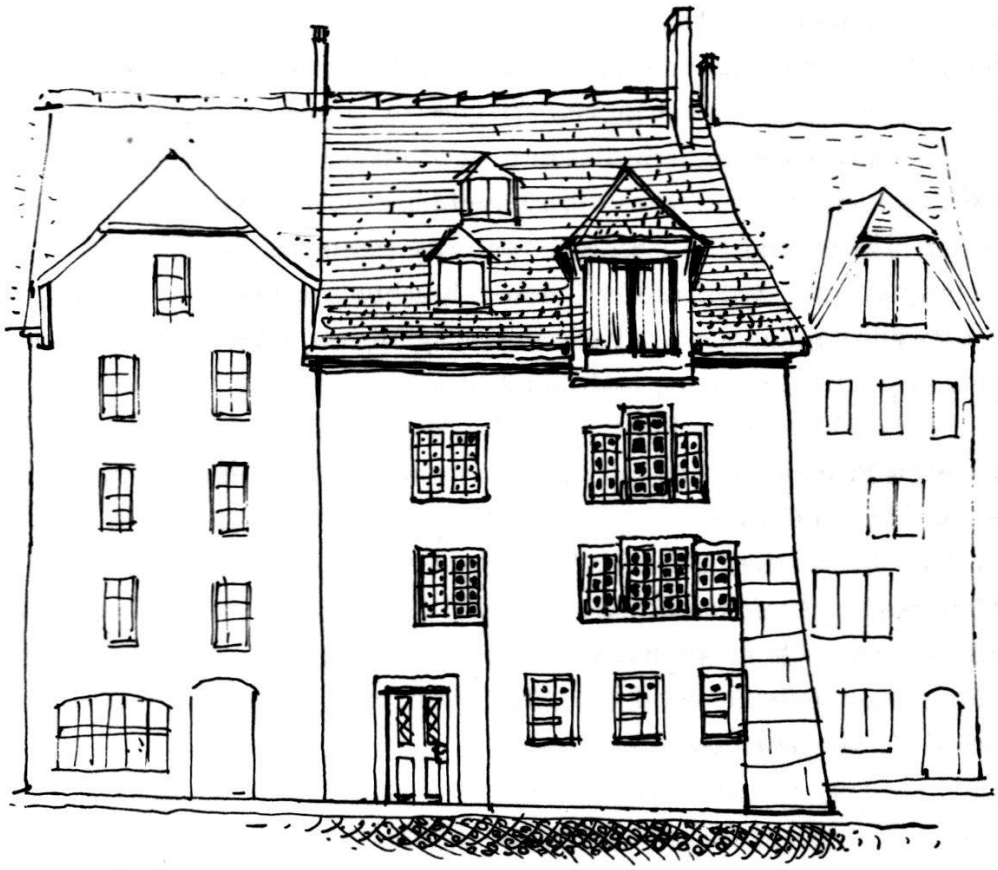
Das helvetische Direktorium hatte einen folgenschweren Fehler gemacht. Es liess seinen besten Propagandisten ziehen, der erkannt hatte, dass man das Volk nicht indoktrinieren, sondern überzeugen musste. Das ging einzig, wenn man ihm die Freiheit liess, selbst zu denken, seine Meinung zu bilden und Kritik zu äussern. Nach Zschokke fand sich niemand mehr, der nur annähernd seine Gabe besass. Erst der Aargau vermochte es, Zschokke an sich zu ziehen und seine Fähigkeiten zu nutzen. Dies war vielleicht weniger Weitsichtigkeit als Notwendigkeit, darf aber gleichwohl als Verdienst gewertet werden.

Der Schweizerbote zieht in den Aargau

Ohne den reichen und angesehenen Seidenfabrikanten Johann Rudolf Meyer, der Zschokke nach Aarau eingeladen hatte, wäre das Wiederaufleben des Schweizerboten im Jahr 1804 kaum oder nicht so bald möglich gewesen. Zschokke war dabei, sich in die Forstwissenschaften zu vertiefen, und hatte die helvetische Episode abgeschlossen.

Da trat Meyer an ihn heran. Er war nicht nur ein erfolgreicher Unternehmer, sondern auch ein politischer Kopf und Philanthrop. Er schlug Zschokke vor: «Treten Sie noch einmal, als *Schweizerbote,* hervor, wie vor fünf Jahren in Luzern, mit Ihrem Volksblatt. Belehren Sie die Leute von dem Schatz der Freiheit, den man ihnen erkämpft hat; die Leute kennen ihn noch nicht. Wenn sie ihn aber kennen gelernt haben, lassen sie ihn nicht wieder von herrschsüchtigen Schlauköpfen sich aus den Händen locken. Sie werden ihn festzuhalten und zu vermehren wissen!»[8]

Meyer sorgte dafür, dass der Frankfurter Buchdrucker und Buchhändler Heinrich Remigius Sauerländer, bisher in Basel tätig, nach Aarau kam, um eine Buchhandlung und Buchdruckerei zu eröffnen. So schuf sich der junge Kanton gleich zu Beginn eine verlegerische und publizistische Plattform. Mit Meyers Geld und Einfluss im Hintergrund und seinem Wohlwollen für die beiden jungen Deutschen und ihre Ideen liess sich schon einiges in die Wege leiten. Es begann eine beispiellose Erfolgsgeschichte: der Aufstieg des Hauses Sauerländer zum bedeutendsten Verlag für Zeitungen und Zeitschriften, Unterhaltungs-, Schul-



Das Haus Halde 12, in dem Heinrich Remigius Sauerländer im Juli 1803 seine erste Druckerei errichtete. Zeichnung von Roland Guignard von 1957.[9]

und Fachbücher in der deutschen Schweiz und Zschokkes Karriere zu einem der bekanntesten und beliebtesten deutschsprachigen Volksschriftsteller.

Zschokke musste das Konzept des alten Schweizerboten, der eine politische Zeitung gewesen war, neu überdenken. Der Name, die Aufmachung und der Stil blieben gleich. Er nahm sich, wie er es Heinrich Pestalozzi gegenüber skizziert hatte, wiederum den Volkskalender zum Vorbild: grobes Papier, handliches Format, grosse Schrift, fette Titel, kurze Absätze. Dazu einfache Wortwahl, übersichtlicher Satzbau, direkte Anrede. Keine weitschweifigen Ausführungen, sondern Prägnanz, Klarheit, Anschaulichkeit. Aus dem Alltag stammende Vergleiche und Bilder. Witz, Schlagfertigkeit und zuweilen etwas deftiger Humor. Abwechslung durch Vielfalt: kurze Berichte, praktische Ratschläge, Erzählungen, Anekdoten. Acht Seiten in der Woche, und dies, inklusive Porto, für drei Franken oder zwei Gulden im Jahr, was den Schweizerboten nach Aussage des Verlegers zur wohlfeilsten Zeitung der Welt machte.[10] Das genügte aber noch nicht, um dem neuen Schweizerboten Verbreitung zu verschaffen.

Ein Grossteil der Aargauer Landbevölkerung bestand aus funktionalen Analphabeten: Sie hatten zwar in der Schule lesen gelernt, aber nachher kaum mehr Gelegenheit gehabt, diese Fertigkeit zu üben. Die meisten besassen kaum Bü-

Der Schweizerbote von 1804 bis 1807 mit den 19 Kantonswappen (die Kantone Neuenburg, Wallis und Genf fehlen noch). Damit signalisierte Zschokke, dass der Schweizerbote für die ganze Schweiz und nicht nur für den Aargau bestimmt war.

cher, ausser vielleicht einen Katechismus, ein Gesangs- oder Andachtsbuch und das neue Testament.[11] In der Schule wurde mit einem ABC- oder «Namenbüchlein» und dem Heidelberger oder dem Konstanzer Katechismus buchstabiert, mit dem Katechismus auswendig, mit dem Psalmenbuch singen gelernt, ohne dass die Kinder den Text verstanden.[12]

Wichtige profane Werke in den Haushalten waren Almanache und Jahreskalender. Der Kalender war ein Gebrauchsartikel, der die Daten der Jahrmärkte, Feiertage und Namensheiligen enthielt, Tierkreiszeichen, Planetenaspekte und deren astrologische Deutung, Aderlasstafeln, eine Wettervorhersage für das ganze Jahr, zwei Jahre alte politische «Neuigkeiten», reisserische und gruslige Erzählungen von Unglücksfällen und Verbrechen und einige Abbildungen, meist Holzschnitte, die man herausschneiden und an die Wand hängen konnte.

Über das hinaus, was der Pfarrer am Sonntag erzählte, war die ländliche Bevölkerung kaum mit Bildungsgütern vertraut. Ein lesender Bauer galt als verschroben und moralisch bedenklich, wie Ulrich Bräker, der bildungshungrige «Arme Mann im Tockenburg», aus eigener leidvoller Erfahrung wusste: «Das Lesen schickt sich nicht vor [für] Leute, die ihr Brot mit Handarbeit suchen müssen.»[13]

Der Bildungsarmut und geistigen Verwahrlosung, die in dieser Einstellung zum Ausdruck kam, wollte Zschokke mit Kalender und Zeitung abhelfen. «Für die gebildeten, reichen, wohllebenden Stände sind in allen Staaten hundert Fe-

dern dienstfertig; aber wie selten erbarmt sich ein Benjamin *Franklin,* ein Heinrich *Pestalozzi,* ein *Zacharias Becker,* oder *Hebel* u. s. w. der untern, vielversäumten Volksklassen?»[14]

Zschokke als Kalendermacher

Mit einem Volkskalender wollte er den Aberglauben bekämpfen, sah aber ein, dass er Konzessionen an die Erwartungen und den Geschmack der Leser machen musste. Also übernahm er die obligaten Rubriken, die Monatshoroskope, Wetterprophezeiungen und Aderlassmännchen und interpretierte sie neu. «Man hat freilich viel gegen den Aberglauben in den Calendern geschrieben und geeifert; aber gefährlich ists beim unwissenden Volke Irrthümer anzutasten, die ihm, geheiligt durch das Alterthum, statt Wahrheiten gelten.»[15]

Dazu warb Zschokke im Schweizerboten:

> *Der aufrichtige und wohlerfahrene Schweizerbote will einen Kalender machen für Land und Stadt.*
>
> Ein Kalender muß im Hause seyn, das weis jedermann, und ist in der Ordnung, wenn man nicht wie ein blinder Heide in den Tag hinein leben will.
>
> Auch erinnere ich mich gar wohl, daß ich schon vor mehrern Jahren einmal versprochen habe, künftig einen Noth- und Hülfs- Haus- Land- und Gartenkalender erscheinen zu lassen, und sagte damals auch, warum und aus was Ursach?
>
> Nun halt ich Wort, und der *Kalender des Schweizerboten* wird alle Jahr erscheinen, manierlich und zierlich, roth, weis und schwarz, mit schönen Bildern, und lustigen und lehrreichen Historien, wie sichs gebührt; mit 12 Monaten im Jahr, 7 Tagen in der Woche, Schnee, Regen, Sonnenschein, Donner und Blitz, alles zu seiner Zeit; mit den Jahr- und Wochenmarkten, und allen Heiligen die dazu gehören, alten und neuen Styls, von Abel bis Sylvester.
>
> Es wäre mir vielleicht nicht eingefallen den Kalender zu machen, wenn die Kalendermacher seither ihr Handwerk nicht so schlecht getrieben, und das Wetter so falsch prophezeit hätten, wie auch so übel geweissagt hätten, was aus Kindern wird *in diesem Zeichen geboren.*
>
> Der wohlerfahrene Schweizerbote – man hats ihm schon lange angemerkt – versteht auch etwas mehr, als Brod essen, und nebenher etwas von der astrologischen Practica. Er wird nicht nur die Witterung der Monate angeben, wie irgend einer, sondern euch auch aus den himmlischen Zeichen auf ein Haar anzeigen, was aus euern Kindern wird, die darinn geboren werden, alles nach seiner Art, wie er es bey einem ural-

Titelblatt von Zschokkes Schweizerboten-Kalender, der zwischen 1805 und 1808 auf dickem, bräunlichem Papier erschien. Zu sehen ist auch hier der Briefbote, wie er mit seinem Rucksack von Dorf zu Dorf, von Haus zu Haus eilt.[16]

> ten Astronomen gelernt und begriffen hat. – Zum Überfluß soll noch bey jedem Monat stehn, was man in jeder Zeit zur Unterhaltung eines Blumengartens zu thun hat von Monat zu Monat. Das wird besonders unsern schönen Töchtern zu Stadt und Land lieb seyn.
>
> Der Kalender kostet 8 Kreuzer, und 12 Stück kann man um 20 Batzen haben. Er wird im Wintermond von der *Flick'schen Buchhandlung in Basel und Aarau* herausgegeben. – Wer meinen Kalender kaufen will, bestelle ihn sich zur rechten Zeit da, *wo er den Schweizerboten gewöhnlich bestellt*. Denn so vielmal er bestellt wird, so vielmal wird er abgedruckt. Amen.[17]

Der Schweizerboten-Kalender oder, wie sein Titel vollständig lautete, «Nüzliche Hülfs- und Noth- Haus- Garten und Wirthschafts-Kalender des aufrichtigen und

wohlerfahrnen Schweizerboten» kam dem Bedürfnis des Publikums nach sensationellen und spektakulären Berichten mit grossem Eifer nach. Auf der Insel Haiti hatte der schwarze Anführer Dessalines die Macht an sich gerissen und wollte sich später selbst zum Kaiser krönen. Man denke sich, ein schwarzer Kaiser! Der Schweizerboten-Kalender von 1805 brachte eine «Beschreibung der unerhörten Grausamkeit der Schwarzen auf der Insel St. Domingo», begleitet von einem Holzschnitt, der die Greueltaten vor Augen führte. Man kann sich leicht vorstellen, wie diese Schilderung die Fantasie der Leser anheizte, die das Jahr durch nicht viel anderes lasen und wenig von der Welt ausserhalb ihres Dorfes sahen, den Holzschnitt aber immer wieder betrachteten. Der Kalendermacher übernahm eine grosse Verantwortung, wenn er sich auf solche Beschreibungen und Geschichten beschränkte.

Aber für Zschokke waren die Ereignisse auf Haiti nur der Anlass, um von Opfermut und Heldentaten zu berichten, und auch sonst bemühte er sich stets um Aufklärung und Belehrung, die er sorgfältig hinter spannenden und humorvollen Erzählungen verbarg. «Blosse Moral mag das Volk nicht, sondern verzukkerte Pillen.»[18] Daneben brachte Zschokke in seinem Schweizerboten-Kalender kurze Erzählungen, Schwänke, Dialoge und Anekdoten, wie man sie von Johann Peter Hebels Kalendergeschichten im «Rheinländischen Hausfreund» kennt.

Trotz seiner Reichhaltigkeit war der Schweizerboten-Kalender kein kommerzieller Erfolg. Schon nach vier Jahrgängen ging er ein; die Konkurrenz der altein-

Vorstellung der unerhörten Grausamkeit der Schwarzen auf der Insel St. Domingo. Holzschnitt aus dem Schweizerboten-Kalender 1805.[19]

gesessenen Kalender und die Lesergewöhnung war zu stark, als dass sich ein neuer auf Anhieb hätte durchsetzen und behaupten können, trotz eines Privilegs der Aargauer Regierung. Die Vertriebswege, auf die wir noch zu sprechen kommen, spielten eine nicht unbedeutende Rolle. Es scheint auch, dass Zschokke seinen Kalender, der viel zu tun gab und wenig einbrachte, eher als ein Nebenprodukt seiner Zeitung, des Schweizerboten, ansah und sich lieber auf diesen konzentrierte.[20] 1825 nahm er das Amt des Kalendermachers im Auftrag der Gesellschaft für vaterländische Kultur für einige Jahre wieder auf. 1834 wandte sich auch das Erziehungsdepartement des Kantons Bern mit der Bitte an ihn, die Redaktion eines guten Berner Volkskalenders zu übernehmen.[21] Das Vorhaben kam zunächst nicht zustande; später wurde Jeremias Gotthelf Redaktor eines ähnlichen Projekts.

Ratschläge für eine bessere Lebensführung

In den ersten Jahrgängen des Schweizerboten fällt auf, wie wenig von politischen Geschehnissen im Aargau, ja überhaupt in der Schweiz die Rede ist. Das war in allen Schweizer Zeitungen so: Man musste vorsichtig sein. Wer die Nase zu weit vorstreckte, riskierte, dass seine Publikation verboten wurde und er selbst im Gefängnis landete. Dies geschah beispielsweise dem Redaktor der «Gemeinnützigen Schweizerischen Nachrichten» in Bern, der die Frechheit (den Mut?) hatte, auf die Besetzung des Tessins durch napoleonische Truppen hinzuweisen.[22]

Vielleicht war es nicht schlecht, dass der Schweizerbote sich zunächst politischer Artikel enthielt, da ihm von der Helvetik her noch der Geruch des Revolutionären anhaftete. Andererseits war eine Zeitung ohne Politik wie eine Suppe ohne Salz. Zschokke war ein zutiefst politischer Mensch; Politisieren war seine Leidenschaft, und sein Bedürfnis, über politische Themen zu schreiben, war gross. Vorerst beschränkte er sich darauf, dies in Zeitschriften für gebildete Leser zu tun, die er parallel zum Schweizerboten aufbaute.

Mit dem Schweizerboten verfolgte Zschokke andere Ziele. Er wollte das Denken und Fühlen der bildungsarmen Bevölkerung beeinflussen, falsche Meinungen und Vorurteile korrigieren und ihr eine Lebensweisheit vermitteln, mit der sie erfolgreich und glücklich werden und materiellen Wohlstand erreichen konnte. Kluges Wirtschaften, Fleiss und Sparsamkeit waren die wichtigsten Tugenden, die der Schweizerbote verkündete. Mit der Erziehung zu einer sittlich-religiösen Grundhaltung sollten die armen Leute Lastern, die sie finanziell ruinierten – Verschwendung und Schuldenmachen, Alkohol, Leichtsinn oder Faulheit –, widerstehen lernen.

Damit sie nicht auf die Idee kamen, zu rebellieren, aus ihrer sozialen Schicht auszubrechen oder sich anzueignen, was ihnen nicht gehörte oder nicht zu ihnen passte, impfte Zschokke der Landbevölkerung Stolz auf den Nährstand ein. Dies

war sehr im Sinne des Bürgertums, das nicht daran interessiert war, dass die Bauern ihren Beruf aufgaben und in die Städte drängten. Wenn sie bleiben sollten, wo sie waren, war es einleuchtend, dass man dafür ihre Lebensumstände verbessern musste. Hilfe zur Selbsthilfe war die Losung. Der Schweizerbote versprach in seiner ersten Ausgabe von 1804:

> «Und da mans Geld in diesen theuern Zeiten braucht, will *ich euch lehren Gold machen,* – man kochts in der Schweiz, aber nicht in Töpfen, sondern ziehts mit dem Pflug aus der Erde, oder schneidet es vom Acker, holts aus dem Viehstall, oder aus dem Walde, wo es am Baum wächst. – Versteht mich wohl! – Und solche Goldmacherkünste sind noch viel besser, als Constitutionenmacherkünste, und desgleichen.
>
> Und will euch auch das Geheimniß lehren, *lustig zu leben und seelig zu sterben,* ein Ding, das mancher studirte Herr nicht kennt, und mancher ehrliche Bauer im Schlaf lernt. Aber Geheimniß muß das Ding wohl seyn: denn wenn ich hundert Menschen frage: ‹wie gehts? lustig und vergnügt?› so antworten immer neun und neunzig: ‹So, so!› und sagen das mit einem Gesicht, welches nicht lustiger als ein Klaglied Jeremiä aussieht. Und was das Seelig Sterben betrift, muß es damit auch nicht weit her seyn. Denn ich wette zehn Batzen gegen einen, daß an der offenen Himmelspforte sich nicht halb so viel fromme Seelen drängen als Sonntags Abends durstige Seelen zum Wirthshause.»[23]

Diese Ansichten hatte Rudolf Zacharias Becker in seinem «Noth- und Hülfs-Büchlein für Bauersleute oder lehrreiche Freuden und Trauer-Geschichte des Dorfs Mildheim» schon 1788 geäussert. Zschokke knüpfte an dieses äusserst erfolgreiche Buch an und goss Beckers Lehren in eine andere Form, das heisst, er fasste sie so ab, dass sie 52 Wochen im Jahr gelesen werden konnten. Immer wieder kam er auf die Goldmacherkunst zu sprechen, auf die Kunst, aus dem Vorhandenen und seinen Fähigkeiten das Beste zu machen. Es war Zschokkes eigene Lebensphilosophie. Andererseits war ihm klar, dass die Landbevölkerung nicht ohne Unterstützung so weit gelangen konnte wie er selbst.

Eine Zeitung für den Landmann

Wichtig war zunächst der praktische Rat in der Landwirtschaft, im Haushalt und auch in der Medizin, wo die Unkenntnis besonders erschreckend und der Gang zum Pfuscher und Scharlatan gang und gäbe war. Artikel von «Apfelöhl, Kunst es zu machen» bis «Zinngeschirr wird durch Essig gefährlich» vermittelten allerlei Wissen und warnten vor Gefahren im Alltag. Es war eine Überlebenshilfe im wahrsten Sinne des Wortes, die sich auch mit den damals aktuellen Gefahren des

lebendig Begrabenwerdens, mit der Reanimation Ertrunkener, dem Umgang mit tollwütigen Hunden und dem Schutz vor Vergiftungen befasste.

Jährlich erschloss ein Stichwortregister die vielen über die einzelnen Nummern verstreuten Ratschläge. Die Leser wurden ermuntert, den Schweizerboten zu sammeln, aufzubewahren und am Jahresende binden zu lassen. «So habet ihr ein Buch voll schöner Geschichten und nützlicher Sachen, die man öfters lesen und für Kinder und Kindeskinder sparen kann.»[24] Zu diesem Zweck wurden die Seiten durchnummeriert. Der Schweizerbote konnte so als ein unsystematisches Nachschlagewerk in Alltagsfragen, als Lexikon des kleinen Mannes dienen.

In der Mitte des 18. Jahrhunderts war es Mode geworden, dass sich Adlige und Stadtbewohner leutselig dem Bauerntum näherten. Dabei spielte eine gewisse Zivilisationsmüdigkeit mit, die Sehnsucht nach unberührter ländlicher Einfalt, die sich in den Schäferspielen und Hirtenidyllen des Rokoko niederschlug. Zum anderen dämmerte es den Landjunkern und Städtern, wie sehr ihre Existenz von der Produktion der verachteten Bauern abhing. Sie durften kaum auf wirtschaftlichen Fortschritt und Wohlstand hoffen, wenn die landwirtschaftlichen Methoden und die dahinter stehenden Menschen rückständig blieben.[25]

Das Studium und die Beeinflussung der Bauern wurden zum Programmpunkt, dem sich in der Schweiz die ökonomischen Patrioten in Zürich, Bern und Graubünden verschrieben. Es war gar nicht so leicht, mit Bauern in einen fruchtbaren Austausch zu treten. Es genügte nicht, wie jemand sagte, auf einen Bauernhof zu gehen und Milch zu trinken. Man musste sich als Volkskundler in eine Welt begeben, die, obwohl vor der eigenen Haustüre gelegen, fast so fremd war wie das Innere Afrikas, musste sich mit den ländlichen Bräuchen und Handlungsweisen vertraut machen. Als Städter lebte man und bewegte sich in einer anderen Sphäre, drückte man sich geziert aus, und die Bauern waren misstrauisch, was sie von den hochwohlgeborenen Herren mit ihrem feinen Rock erwarten sollten, denen sie bisher schweigend und als Untertanen mit dem Hut in der Hand zu begegnen hatten.

Zschokke war vor und während der Helvetik enger mit der Landbevölkerung in Graubünden, in der Innerschweiz, im Tessin und in Baselland in Berührung gekommen, hatte sie studiert, wie er später das Forstwesen studierte, und sich Gedanken gemacht, wieso sie verwildert und verkrüppelt war und wie er ihr zu einem gesunden Wachstum, zum Gedeihen verhelfen könnte. Er sah das Problem in der mangelnden Bildung, in Vorurteilen und Aberglauben, der Beeinflussbarkeit durch Kirche und Adel, die angeblich die Rückständigkeit dieser Menschen förderten und festigten.

Er hatte sich auch intensiv mit Immanuel Kant befasst und sich dessen Forderung zu Eigen gemacht: *Aufklärung ist der Ausgang des Menschen aus seiner selbst verschuldeten Unmündigkeit. Unmündigkeit* ist das Unvermögen, sich seines Verstandes ohne Leitung eines anderen zu bedienen. *Selbstverschuldet* ist diese Unmündigkeit, wenn die Ursache derselben nicht am Mangel des Verstandes, son-

dern der Entschließung und des Mutes liegt, sich seiner ohne Leitung eines andern zu bedienen. Sapere aude! Habe Mut, dich deines *eigenen* Verstandes zu bedienen![26]

Im Gegensatz zu Philosophien liess Zschokke es bei prinzipiellen Überlegungen nicht bewenden. Er brannte darauf, gewonnene Erkenntnisse umzusetzen, sie denjenigen zugute kommen lassen, die sie am meisten entbehrten und ihrer doch am dringendsten bedurften. Das waren für ihn die Armen. Sie hatten nicht viel mehr zur Verfügung als ihre Hände und ihren Verstand, und wenn man sie den nicht benutzten lehrte, liess man sie im Stich.

Von Blitzableitern und anderen Errungenschaften

Wichtiger als die Alltagsratschläge, so sinnvoll und praktisch für den Kleinbetrieb und Haushalt sie auch sein mochten, war es für Zschokke, das Volk aufzuklären und zu belehren. Der Schweizerbote hatte eine Pionierfunktion in seinem Ziel der Volksaufklärung: Er wollte bei der bäuerlichen Bevölkerung in die Tiefe wirken, Vorurteile korrigieren und Neuerungen propagieren. Er unternahm, was Schulen, Kirche und Staat bisher versäumt hatten. Auf seine Fahne schrieb er den Kampf gegen Irrtümer und Aberglauben. Wissenschaften und Technik hatten seit einigen Jahrzehnten grosse Fortschritte gemacht, ohne dass dies auf breite Bevölkerungsschichten Auswirkungen gehabt und zu einer Verbesserung ihrer Lebenssituation geführt hätte. Der Staat versuchte zwar, auf dem Verordnungsweg Änderungen herbeizuführen, scheiterte aber öfters am Fehlen von finanziellen und personellen Mitteln und am Willen und an der Kraft zur Umsetzung.

So setzte der Schweizerbote sich engagiert für den Bau von Blitzableitern und für Schutzimpfungen gegen Pocken ein, die Edward Jenner 1796 in England eingeführt hatte. Es mag seltsam erscheinen, dass der Kampf für Blitzableiter um 1804 noch nötig war, nachdem Benjamin Franklin den Blitzableiter über 50 Jahre zuvor erfolgreich propagiert hatte. Aber religiöse und andere Bedenken verhinderten noch immer, dass diese Segnungen der Zivilisation sich überall durchsetzten. War es nicht ein Eingriff in den göttlichen Plan, sich gegen etwas zu wehren, was als Gottes Strafe oder Aufforderung zur Reue und Busse gedeutet werden konnte: gegen eine Krankheit, einen Blitzeinschlag oder einen Brand?

Der Schweizerbote brachte einen Bericht aus dem Aargau über Widerstände gegen die Pockenimpfung in Herznach im Fricktal, dann eine Erfolgsmeldung aus Erlinsbach, wo dank der Inokulation der Kuhpockenviren Menschenleben gerettet werden konnten.[27] In ländlichen katholischen Gegenden waren die Bindung an die Kirche und ganz allgemein das Misstrauen gegen obrigkeitliche Verordnungen und aufklärerische Neuerungen besonders tief, und es scheint mancherorts schon eine Impfmüdigkeit gegeben zu haben, bevor erst richtig mit Massenimpfungen begonnen wurde.

Zschokke störte es, dass auch scheinbar Gebildete gegen das Impfen eintraten. Er gab ihren Vorbehalt der Lächerlichkeit preis, indem er in der folgenden Nummer des Schweizerboten das fiktive «Sendschreiben des berühmten Herren Caspar Dummbart, Rindvieh- Hunde- Sau- und Menschen-Doctors an den aufrichtigen Schweizerboten» veröffentlichte. Herr Dr. Dummbart führte sich selbst so ein: «Wahrscheinlich kennet ihr mich nicht von Person, aber doch dem Namen nach, denn das Geschlecht der *Dummbärte* ist eine große und alte Familie in der Schweiz, und fast in allen Cantonen daheim. Meine Vorfahren haben sich meistens in *Staatsgeschäften* hervorgethan; der eine war Weibel, der andre war Scharfrichter, der dritte ein Schreiber, und der vierte sogar Hausknecht bey einem regierenden Bürgermeister. – Auch zählen wir unter uns viele *geistliche* Dummbärte.»[28]

Eigentlich, berichtete Dummbart, habe er Gastwirt werden wollen, aber sein Talent habe dazu nicht ausgereicht, und so musste er den Arztberuf ergreifen. Sein Grossvater, der Scharfrichter, habe ihm eine Universalarznei vererbt, um alle gesund zu machen, falls sie nicht stürben. Trotz seiner grossen Kunst sei seine Kundschaft rückläufig. Die Menschen würden seit einiger Zeit besser auf sich Acht geben und sich leider, trotz seiner Warnung, gegen Pocken impfen. Ganz klar wird aus dieser Schilderung, dass es dem Arzt nur um seinen Gewinn und Einfluss ging und nicht um das Wohl der Menschen.

Scheinheilig bedauerte der Schweizerbote in einer Antwort, dass Dummbart die Patienten davonliefen, obwohl er doch schon so vielen in den Himmel verholfen habe. Die Leute seien eben zu einfältig, um seine guten Absichten zu verstehen. «Ich rathe euch daher an, die Kunst zu erfinden, manchen Leuten *den gesunden Menschenverstand einzupfropfen*. Und da eure Familie in der Schweiz so groß ist: so wird auch manchem Herrn Dummbart, er sey weltlichen oder geistlichen Standes, mit ein wenig gesundem Verstand sehr geholfen seyn. Erfindet und pfropfet! gesunder Menschenverstand ist eine Art Schutzblatter gegen mancherley Thorheit und Narrheit.»

Zschokke verliess sich im Schweizerboten nicht auf die Kraft der Logik oder der besseren Argumente. Spielerisch, mit Dialogen und kleinen Szenen, vermittelte er seine Wahrheiten, indem er Vorurteile personifizierte und ihre Vertreter als eitel und dumm entlarvte. «Es wohnt im Volk, wie im Kinde, ein Hang zur Satyre, und schelmischen Neckerei. Ein drolliger Einfall wiegt ein Dutzend Vernunftgründe auf. Wem man dafür zulacht, dem stimmt man bei.»[29] Zahlreiche humorvolle Schwänke und Gedichte, witzige, oft etwas derbe und plumpe Einfälle und boshafte Entlarvungen dienten im Schweizerboten dem Zweck der Belehrung. Nach der Quelle für Zschokkes Ideen muss man nicht weit suchen, wenn man weiss, dass er zu jener Zeit Molières Lustspiele für die deutsche Bühne einrichtete.

Mit seinen Satiren konnte Zschokke elegant seine Absichten tarnen und sich der Verfolgung durch die Behörden entziehen. Die satirischen Geschichten häu-

Zschokke im Kampf gegen den Aberglauben. Tierkreiszeichen «Jungfrau» im Schweizerboten-Kalender, mit der Legende: «Kinder in der Jungfrau geboren, sind darum nicht immer Jungfrauenkinder. Aber sie haben seltsame Gemüthseigenschaften. Sind sie männlichen Geschlechts, so lassen sie sichs nicht ausreden, daß eine Tochter unter 20 Jahren artiger sey, als eine über 40. Sind sie weiblichen Geschlechts, so sehen sie die schönen Männer lieber als die häßlichen, und ist ihnen die Gewohnheit nicht abzubringen.» Damit nahm Zschokke den Brauch astrologischer Zeichen auf, deutete sie aber auf harmlose Weise.[30]

fen sich im Schweizerboten, wenn die Zensur repressiv war und kaum noch Kritik geäussert werden durfte, mochte sie auch noch so harmlos sein. Dann schien es angebracht, eine fiktive Form zu wählen, um dem Volk, den Behörden einen Spiegel vor die Augen zu halten. Die humorvollsten Erzählungen im Schweizerboten sind also eine Folge der Zensur. Wenn diese sich wieder lockerte und mehr oder weniger alles geschrieben werden durfte, liess auch Zschokkes Hang zur Satire nach.

Zugleich war sich Zschokke aber bewusst, dass er Ernstes und Amüsantes, Belehrendes und Unterhaltendes mischen musste, um seine Leser nicht zu langweilen. Darin brachte er es zur Meisterschaft, und es macht ihn auch heute noch lesenswert. Die Leser waren begeistert und verlangten immer wieder neue Ge-

schichten über Caspar Dummbart, Habakuk Pumper, Leib-Schuhputzer und Bratenwender des japanischen Kaisers, und andere Figuren. Doch nicht alle fanden den Dummbart-Artikel lustig; ein Geistlicher beschwerte sich, sein Stand werde ins Lächerliche gezogen. Darauf konterte der Schweizerbote, es gebe in allen Ständen dumme und gescheite Menschen; der geistliche Stand mache darin ebenso wenig eine Ausnahme wie der Nährstand.[31]

Lalenburger Geschichten

Zschokke wählte für viele seiner Satiren Lalenburg, «ein feines Städtlein in Utopien, berühmt wegen den vielen klugen Leuten, so daselbst wohnen».[32] Lalenburg ist ein Vorläufer von Gottfried Kellers Seldwyla: liebevoll gezeichnetes Spiessbürgertum, Rückständigkeit und Borniertheit. In den Geschichten um Lalenburg, später zusammengestellt in der Sammlung «Spruch und Schwank des Schweizer-Boten», entfaltete Zschokke seine grosse Begabung als phantasievoller Schilderer skurriler Menschen und Begebenheiten. Da tauchte Nikodemus Blaustrumpf auf, der junge Stoffel, die ehr- und tugendbelobte Jungfrau Petronella Pappelpips, Lehrer Hans Gregorius Haselstock oder die Frau Land-, Stadt- und Platz-Majorin Anna Babeli Quakli mit ihren Briefen an die Frau Feuer-Sprützen-Lieutenantin an der vordern Stange. Berühmt und zu einem stehenden Begriff geworden ist die Figur des «Hans Dampf in allen Gassen», dessen Erlebnisse mit dem Untertitel «Bruchstück aus der Chronik von Lalenburg» erstmals 1814 erschienen. Hier ein Ausschnitt aus der ersten Erzählung aus Lalenburg:

«Als vor mehr denn 200 Jahren unser ganz neues Rathhaus erbauet worden, haben unsre lieben Vorfahren bekanntermaaßen im rühmlichen Eifer die Fenster darin vergessen. Sie gaben sich zwar viele Mühe, und ließen ganze Säcke voll Sonnenlichts auffangen und ins Rathhaus tragen, es blieb aber dunkel zu jedermanns Erstaunen. Der Himmel schien also diese *heilige Finsternis* selbst zu verlangen, und man stöhrte sie nicht. Und weil alle neue Einrichtungen immer sehr schädlich sind, und es in allen Dingen besser ist, das Alte zu behalten: so haben wir noch heutiges Tages keine Fenster im Rathhause, und unsre theuren Herrn Vorgesetzte müssen im Dunkeln rathen, was auch immer rathsamer ist. Sie haben sich auch, dem Himmel sey Dank, schon an die Finsternis so gewöhnt, daß sie kein Licht begehren, und dadurch dem Staate viel Kosten ersparen.»[33]

Das Licht ist eine Metapher für Aufklärung und Fortschritt, und die Finsternis steht für Rückständigkeit und Aberglauben. Viele Schweizer, Städte und Landstädtchen, auch und besonders im Aargau, glaubten, in den Figuren und in Lalenburg gemeint zu sein, ein Umstand, den Zschokke stets dementierte,[34] der ihm aber sichtlich grosses Vergnügen bereitete.

Es würde sich lohnen, die schönsten Lalenburgereien, in denen sich Vergnügliches mit Bedenkenswertem verbindet, noch einmal aufzulegen.

Zschokke verfügte für seine Erzählungen, fiktiven Dialoge und Gedichte über ein grosses Repertoire an Personen, Stilmitteln und Stoffen, die er mit Spielfreude einbrachte. Die Figuren wirken wie einem burlesken Volkstheater entsprungen. Zschokke kam zugute, dass seine literarische Laufbahn als Autor für eine wandernde Schauspieltruppe begonnen hatte, für die er eigene Theaterstücke verfasst und fremde Stücke umgeschrieben hatte. Er formulierte sie auf die Bedürfnisse eines Publikums hin, das spektakuläre Handlungen, überraschende Effekte und eine kräftige, emotionale Sprache mochte. Wahrscheinlich spielte er damals auch selbst in den Stücken mit.

Sein Talent, in verschiedene Rollen zu schlüpfen, konnte Zschokke im Schweizerboten gut gebrauchen. Schon die fiktive Gestalt des wohlerfahrenen und aufrichtigen Schweizerboten selbst, der in einfachem Kittel, mit Rock, Rucksack und Wanderstab übers Land zog und bei den Bauern einkehrte, gab ihm dazu reichlich Gelegenheit. Er fiel nie aus der Rolle, trat bis zum Jahr 1831 nie hinter ihr hervor. Manchmal schrieb er in der Ich-, manchmal in der Er-Form, aber immer als ein einfacher Mann, keck und geistig rege, aber ohne höhere Bildung, der den Leser mit einem geringeren Schulsack nie überforderte oder gar erschreckte.

Der Schweizerbote wurde, wie man heute zu sagen pflegt, zu einer Kultfigur. Er stand für das einfache Volk, die Volksaufklärung, unerschrocken und witzig seine Ansichten vertretend. Die Leser wandten sich in ihren Zuschriften nicht an Zschokke, sondern an den Schweizerboten. Zschokke wurde damit identifiziert, und im Volksmund war und blieb er unter diesem Namen bekannt und beliebt. Wenn ihn jemand als Schweizerbote ansprach, freute es ihn mindestens genauso, wie wenn er die offizielle Formel benutzte für den Forst-, Kirchen-, Schul- oder Grossrat, der er auch war: «Hochgeachteter Herr».

Was die klugen Leute und die Narren in der Welt thun

Ziel einer Zeitung ist es von jeher, Informationen bereitzustellen und über das politische Geschehen zu berichten. Der Zeitungswissenschafter Emil Dovifat gab dafür die folgende Formel: «Die Zeitung vermittelt jüngstes Gegenwartsgeschehen in kürzester regelmässiger Folge der breitesten Öffentlichkeit.»[35] Allenfalls wird zur Unterhaltung noch ein Feuilleton oder ein Rätsel beigegeben. Der Schweizerbote wählte einen ganz anderen, eigenwilligen Weg. Er bestand aus einer Mischung von Unterhaltung und Informationen, Fiktion und Fakten, ja dem fiktiven Element wurde oft sogar der Vorrang eingeräumt.

In Umkehrung des sonst Üblichen begann jede Ausgabe – man muss betonen: in den ersten Jahrgängen, als der Schweizerbote noch sehr von Zschokkes gestalterischem Willen und den Zwängen der Zensur geprägt war – mit einem Gedicht, einer Erzählung, Anekdote oder einem besinnlichen Beitrag. Darauf

folgten Leserzuschriften, Landwirtschaftsratschläge und Anekdoten. Der zweite Teil diente dem Überblick über das Geschehen im Aus- und Inland (in dieser Reihenfolge). Den Abschluss machten ein Silbenrätsel und einige Anzeigen.

Meist wurden Zeitungen von einem einzigen Redaktor betreut und geschrieben, dessen hauptsächliche Informationsquelle ausser einer dürftigen privaten Korrespondenz die anderen Zeitungen waren. Aus diesen wurde, was brauchbar war, eifrig und schamlos abgeschrieben. Der Auslandteil überwog, weil man aus dem Inland weniger Informationen besass, die erst noch zensuriert waren. Es konnte vorkommen, dass die «Zürcher Zeitung» über einen Krieg in der Türkei oder den Pressburger Frieden mehr berichtete als aus dem eigenen Kanton.

Der Schweizerbote ging auch in der Informationsbeschaffung und -aufbereitung eigene Wege. Im Auslandteil filterte Zschokke aus ausländischen Zeitungen Meldungen heraus und bearbeitete sie lesegerecht für die ländliche Leserschaft: ohne Fachwörter und diplomatische Finessen. Die Ereignisse der vergangenen Wochen wurden zugleich berichtet und gedeutet, ja nacherzählt. Zur Steigerung der Anschaulichkeit und Nähe kamen fingierte Auslandskorrespondenten zu Wort, die berichteten, was «in unserem Land» vorgefallen sei. Eingestreute Anekdoten verwischten noch mehr den Unterschied zwischen Bericht und Kommentar.

Der Schweizerbote konzentrierte sich, mit Aussparung der Politik, auf das Inland. In der Rubrik «Neues aus dem Schweizerlande» berichtete er über Dinge, die von allgemeinem Interesse, belehrend und wichtig für alle Schweizer waren. Soziale Einrichtungen und Veranstaltungen wurden häufig vorgestellt. Sie standen modellhaft für bürgerliche Eigeninitiative und landesväterliche Sorgfalt. Anerkennungswürdiges Verhalten von Gemeinden und Bürgern wurde herausgestrichen, aber auch das Gegenteil: Fälle von Inkompetenz und Intoleranz, verantwortungslosem Handeln und Sorglosigkeit. Selbst Unglücksfälle und Verbrechen wurden in dem Sinn ausgewertet, dass daraus eine Moral gezogen werden konnte. Ein Brandunglück etwa ermöglichte es, auf den unvorsichtigen Umgang mit Feuer, das Fehlen und die Wichtigkeit von Feuerschutzgeräten oder auf die Hilfsbereitschaft der Bevölkerung hinzuweisen, zu Spenden aufzurufen und daraus allgemeine Regeln für richtiges und falsches Verhalten in ähnlichen Fällen abzuleiten.

Soweit Personen oder Gemeinden beim Namen genannt wurden, brauchte sich Zschokke nicht zu wundern, wenn daraufhin Gegendarstellungen und Beschwerden eintrafen. Gegendarstellungen, sofern der Tonfall gemässigt war, nahm er bereitwillig im Schweizerboten auf; Beschwerden, die bei der Aargauer Regierung eingingen, brachten ihm Kritik und Drohungen ein. Schon 1804 wurde der Schweizerbote der Polizeiaufsicht unterstellt. Sauerländer musste ein Probeexemplar vor dem Druck dem Zensor, gewöhnlich einem Regierungsrat, übergeben, dieser strich, was seiner Meinung nach religiöse oder politische Gefühle verletzen konnte. Dies geschah ohne jegliche gesetzliche Grundlage, allein aus der po-

— 371 —

ins Rheinthal und in Bündten die schweizerischen Truppen stark zusammen. — Die zweite und vierte Division derselben steht vereint im Rheinthal. Dies ist in diesem Augenblick sehr mit Einquartirung beladen. Selbst in den kleinsten Dörfern liegen seit dem 11ten November 100 Mann; in grössern oft 4 — 500. Man glaubt indessen, daß diese Last bald werde erleichtert werden.

4. Thurgäu.

In unserm ganzen Canton wimmelt es von eidgenössischen Contingentstruppen, deren Daseyn wir freylich merklich fühlen, was auch jedermann leicht begreifen wird, der weis, daß die Hauptquelle unsers Wohlstandes, der Wein, für dieses Jahr beynahe ganz verstopft blieb. Indessen theilen wir doch gerne unsre kleinen Vorräthe mit unsern anwesenden Landesbrüdern; denn auch der Dümmste unter uns ist nicht so dumm, daß er nicht nicht einsehe, „mit unsern Landsleuten theilen sey noch weit besser, als sich von Fremden alles nehmen, und zum Danke noch den Buckel derb durchklopfen zu lassen." —

Censur-Lücke.

4. Aarau.

Mit der ansehnlichen, besonders durch die zurlaubensche Bibliothek sehr bereicherte Kantonsbibliothek, wird jetzt ein Lese-Institut für Journale und Zeitungsblätter verbunden, welche für die gebildete Classe ein Vereinigungspunkt zu freundschaftlichen Zusammenkünften seyn wird. Zwey im Winter geheizte Zimmer, wovon das eine zum Lesen der Journale und Zeitungen, das andre zur geselligen Unterhaltung bestimmt ist, sind, ausgenommen Mittwochs und Samstags, alle Tage Nachmittags von 4—9 Uhr offen. Im Gesellschaftszimmer werden die Mitglieder des Instituts mit Thee und Caffee bedient. Alles Spielen mit Carten ist untersagt; hingegen Schach- und Triktrakspiel sind erlaubt.

IV.

Auflösung des Räthsels im vorigen Stück.

12, 1, 11.

Räthsel.

Ich bin das Bild der Ewigkeit,
Ohn Anfang, ohne Ende;
Mich schufen Künstler-Hände;
Dem einen lieb, dem andern leid.
Oft bin ich schwach, doch grade dann
Bind' ich oft manchen braven Mann
Und manches schöne Kind auf immer;
Oft bin ich stark, doch grade dann
Zersprengt mich oft, mit Hoffnungsschimmer,
Der, der mich hat, und sprengen kann.

(Die Auflösung folgt im künftigen Stück.)

Schon ein Jahr nach dem Wiedererscheinen des Schweizerboten häuften sich die Zensurlücken, also Stellen, die im Probedruck vom amtlichen Zensor gestrichen wurden. Wenn die Zeit für den Neusatz zu knapp war, blieb die Stelle leer und wurde für alle sichtbar gekennzeichnet. Hier eine Zensurlücke im Schweizerboten Nr. 47 vom 22. November 1805.

lizeilichen Gewalt, für Ruhe und Ordnung zu sorgen. Die Handhabung dieser Art von Zensur war willkürlich und unbefriedigend für Redaktor und Verleger, die keine Möglichkeit besassen, sich zur Wehr zu setzen.

Wegen seines geringen Informationsteils kam der Schweizerbote zunächst als politische Zeitung kaum in Betracht. Es ist zu vermuten, dass der Schweizerbote in bürgerlichen Kreisen seiner speziellen Eigenschaften wegen als Zweitzeitung gehalten wurde. Zwar gab er nicht die Gelegenheit, sich umfassend über das Geschehen zu orientieren, enthielt aber doch oft interessante Argumentationen und erlaubte zuweilen mehr Einblicke in schweizerische Belange als etablierte, auf Nachrichten spezialisierte Zeitungen.

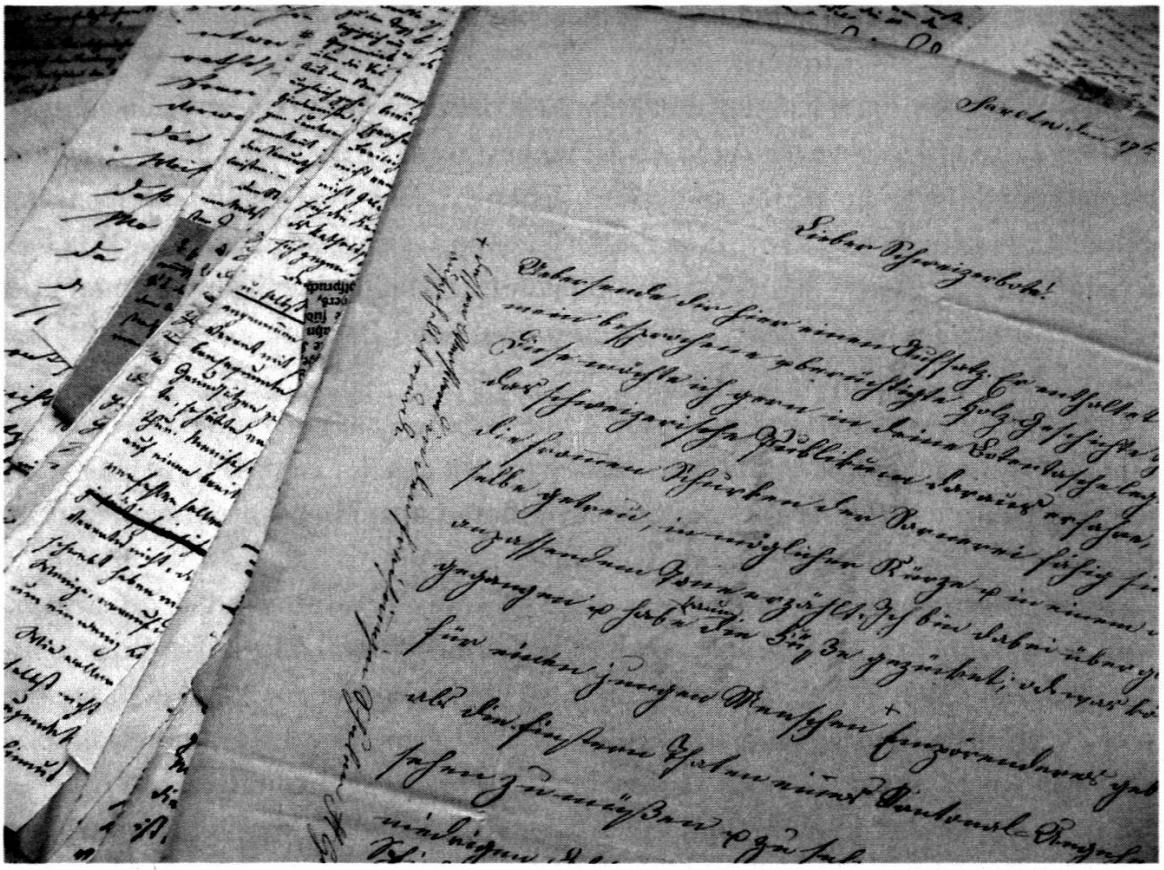
Zschokke ermunterte seine Leser immer wieder, ihm Beiträge zu schicken. Die Zuschriften von Bekannten und Unbekannten aus der ganzen Schweiz machten den Hauptteil der Artikel des Schweizerboten aus. Hier kommt eine andere Eigenart des Schweizerboten zum Vorschein.

Die Leserzuschriften waren das Rückgrat des Schweizerboten, nicht nur, weil sie so viel Platz einnahmen, sondern weil sie eine starke Leserbindung schufen. Trotz der hohen Portokosten erhielt Zschokke Woche für Woche Dutzende von Zuschriften, und wenn ein aktueller Anlass bestand und ein Artikel die Gemüter bewegte, waren es noch viel mehr. Er sichtete, überarbeitete und druckte sie ab, wenn er sie für gut befand, hatte aber auch keine Hemmung, sie abzulehnen, wenn sie ihm in Tonfall und Inhalt nicht passten. Schon am Ende des ersten Jahrs konnte Zschokke dem Zürcher Verleger Johann Heinrich Füssli melden, dass ihm «der Schweizerbote bei der Menge eingesandter Aufsäzze und Nachrichten nur wenig und fast keine Mühe mehr macht».[36]

Grössere und teure Zeitungen, vor allem in Deutschland, verfügten über ein eigenes Korrespondentennetz. Zschokke hätte sich dies finanziell nicht leisten können. Der einzige Mitarbeiter, der regelmässig für ihn schrieb, wohnte im Kanton Freiburg. Ihm zahlte er ein Honorar. Alle übrigen Beiträge wurden unentgeltlich abgedruckt. Sie kamen aus allen Kantonen und wurden Zschokke aus dem Bedürfnis seiner Leser zugeschickt, den andern Lesern etwas Wichtiges oder Aussergewöhnliches mitzuteilen.

Zschokke machte den Schweizerboten zur ersten Leserzeitung der Schweiz, in der jeder und jede seine oder ihre Meinung frei äussern durfte. Es ist erstaunlich, wie viele Leser sich über Jahre hinweg die Mühe machten, dem Schweizerboten Artikel, Gedichte und Rätsel zu schicken. Manche Leserzuschriften wurden als solche gekennzeichnet, niemals aber mit einem Namen versehen, wenn der Absender es nicht wollte. Andere wurden zusammengefasst und miteinander zu einem Ganzen verschmolzen.

Als jemand einen Bericht über den Thurgau kritisierte, antwortete ihm Zschokke: «Jener Artikel ... rührt von mehrern Verfassern her. Die erste Hälfte ... ist von einem einzelnen Verfasser. Die andere Hälfte über des Landmanns gegenwärtige Bildung, Vorurtheile, Schulen, Landwirtschaft, ist Auszug aus mehrern Briefen von Thurgauer Freunden.»[37]



Ein Bündel mit Leserbriefen. Sie trugen oft die Anrede: «Lieber Schweizerbote!»[38]

Zur Jahreswende oder bei sonstiger Gelegenheit legte er die Bedingungen für den Abdruck von Zuschriften fest. Die erste Regeln war rein formal: Die Zuschriften mussten mit dem Absender versehen und frankiert sein. Inhaltlich verlangte Zschokke Beiträge von allgemeinem Interesse. «Sachen, die *gut* und *wissenswürdig, lehrreich* oder *unterhaltend* sind, werden vom Schweizerboten *unentgeltlich* und mit Dank an- und aufgenommen.»[39] Abgelehnt wurden Leserbriefe, die Verunglimpfungen enthielten oder sich auf regionale und lokale Eigenheiten beschränkten. Damit wird auch erklärlich, wieso sich nur so wenige Meldungen aus dem Kanton Aargau finden: Der Schweizerbote war eine Zeitung für die gesamte Schweiz und nicht für den Aargau. Lokale Begebenheiten wurden nur gemeldet, wenn sie grössere Aufmerksamkeit beanspruchen konnten.

Es hätte die Zeit (und die Finanzen) des Redaktors zu sehr beansprucht, wenn er auf jede Zuschrift geantwortet hätte. Für Beiträge, die abgedruckt wurden, hielt er dies nicht für nötig. Für jene, die er ablehnte, führte er im Schweizerboten eine Rubrik «Kurze Antworten», in der er seine Gründe anführte. Zuweilen sind die «Kurzen Antworten» kryptische Botschaften an den Absender eines Beitrags, die niemand sonst verstehen kann und eine Ratgeberfunktion hatten: «4. Dem fleissigen Leser *Simplicius Strohkopf* antwort' ich mit dem weisen Salomo: *Alles hat seine Zeit.* – 5. Den Hr. Pf. K. in K. beklag' ich wegen seines Leidens

– aber Beharrlichkeit in dem, was ihm empfohlen ist, wird wahrscheinlich endlich auch ihm wohlthun.»[40]

Meist waren die «Kurzen Antworten» dagegen informativ, fassten den Inhalt der Zuschrift zusammen und enthielten Argumente, wieso der Beitrag nicht aufgenommen wurde. Hin und wieder musste Zschokke die vielen Zusender um Geduld bitten: «Wenn mancher eingesandte Aufsatz nicht immer sogleich in diese Blätter eingerückt wird, so zürnet darum nicht. Meine Leser sind bunt gekleidet in Sammet, Seiden und Zwilch, sind groß und klein, Greise, Männer und Kinder, Matronen, junge Weiber und Töchter, Befehlende und Gehorchende, Gesunde und Kranke, Sehende und Blinde – drum muß ich auch fein für alle durch *Mannigfaltigkeit* sorgen. Versteht ihr mich?»[41]

Eine Schwierigkeit im Umgang mit Leserzuschriften war, dass ihre Richtigkeit kaum überprüft werden konnte. Zschokke verlangte zwar «verbürgte» Meldungen, musste sich aber darauf beschränken, dass er Namen und Beruf des Absenders kannte, und aus Stil und Inhalt schliessen, wie glaubwürdig sie waren. Ein weiteres Problem bestand darin, dass eher negative als positive Nachrichten zugeschickt wurden und vielfach Ressentiments und persönliche Interessen hineinspielten. Ausserdem waren nicht alle Leser gute Augenzeugen mit einem klaren Urteilsvermögen, und das konnte peinliche Folgen haben. War der Leserbriefschreiber bei einem Ereignis gar nicht dabei gewesen, so stellte sich die Frage, aus welcher Quelle seine Angaben stammten und ob er einem Gerücht aufgesessen war.

Ausbau des Inlandteils

Zschokke nahm viele Unwägbarkeiten in Kauf, als er sich entschloss, die Leserzuschriften seine Inlandberichterstattung bestimmen zu lassen. Nicht die wichtigen Vorfälle wurden ihm mitgeteilt, sondern was einen Leser spontan dazu bewog, zur Feder zu greifen. Das Zufällige, das der Inlandberichterstattung des Schweizerboten in den ersten Jahren anhaftete, ergab sich aus diesem Umstand.

Das Unbefriedigende und Ungenügende dieser Situation wurde Zschokke mit der Zeit klar. So entschloss er sich Ende 1810 ein erstes Mal, den Inlandteil auszubauen, «daß jeder besser wissen soll, wie es *in der ganzen Schweiz* steht. Denn wir hatten seither Zeitungen von aller Welt her und sogar aus Lalenburg, aber von unsern Schweizerkantonen wußten wir am wenigsten. So wurden wir einander fremd, und vereinzelten uns; und über Stadt und Dorf, worin wir lebten, vergaßen wir das ganze Schweizer-Vaterland. ... Vom Jahr 1811 liefert der Schweizerbote also seinen Lesern eine wahre Chronik des Vaterlandes, und dann wird er erst der rechte *Bote der Schweizer* sein.»[42]

In der Tat verbesserte sich die Inlandberichterstattung, die nun den Titel «Vaterländische Nachrichten» erhielt. Manchmal machte sie jetzt die Hälfte oder

Die Girlande mit den lose herabhängenden Kantonswappen wurde im Zeitungskopf des Schweizerboten 1808 durch einen in sich geschlossenen Kranz aus Efeu ersetzt. Um Einheit und Stärke der Schweiz zu betonen, erscheint zuoberst als stilisiertes Wappen die Eidgenossenschaft der 19 Kantone mit einem Rutenbündel (Faszes).

mehr der acht Seiten aus, wobei weiterhin die Zuschriften dominierten, mit ihren Stimmungs- und Ereignisberichten aus allen Ecken des Landes, ihrer oft emotional gefärbten Darstellung, die vom Engagement des Einsenders zeugten, über Vorbildhaftes und Nachdenkliches, Lustiges, Trauriges und Abschreckendes berichteten. Daneben wird aus der Verdichtung der Meldungen aus verschiedenen Deutschschweizer Kantonen deutlich, dass Zschokke sich bemühte, ein Korrespondentennetz zusammenzustellen, das ihn regelmässig mit Artikeln belieferte und auch Überblicke über die wichtigen Ereignisse in einem Kanton gab.

Politische Themen fanden weiterhin kaum Einzug in den Inlandteil; Politik beschränkte sich auf das Ausland. Dafür wurden intensiv Berichte über Geschehnisse, Bräuche und Institutionen in den verschiedenen Kantonen gebracht. Noch immer war die Zeit für eine politische Presse in der Schweiz nicht reif. Zschokke musste die Zeit abwarten, wo die Beschwerden, die von überall her auf den Schweizerboten einprasselten, abnahmen und die Aargauer Zensur zahmer wurde. Noch immer verging kaum ein Jahr, in welchem der Schweizerbote nicht in irgendeinem Kanton verboten war.

1811 skizzierte Zschokke Inhalt und Tendenz seiner Zeitung: «Und nun, ihr Herren und Frauen, vernehmt, was euer aufrichtiger und wohlerfahrener Schweizerbote von sich selber prophezeit, daß er euch in diesem Jahr bringen wird: All-

wöchentlich eine lustige oder auf[!] erbauliche Geschichte, oder Lehrreiches von haus- und landwirthschaftlichen Dingen, mitunter etwas aus *Japan* und *Lalenburg;* an frohen Schwänken muß es auch nicht fehlen. Dann wird folgen *Vaterlandschronik,* das heißt, Nachricht von den merkwürdigsten und neuesten Vorfällen, Geschichten, Rathen und Thaten der Schweizer in allen Kantonen. Dann hintennach jedesmal ein Pack *ausländischer Nachrichten,* von dem, was Kluge und Narren in der Welt treiben, von Mord, Todtschlag, Kindtauf und desgleichen. Zuletzt muß ein *Räthsel* euern Witz üben – an Räthseln soll es mir nicht, an Witz möge es euch nicht fehlen.»[43]

Ein Leser lobte: «Lieber Schweizerbote! Schon so lange du mit deinem Botenstabe uns alle Wochen einmal besucht hast, bist du uns recht lieb und werth; aber noch viel mehr freust du uns, seitdem du wirklich ein *Schweizerbote* geworden bist, und uns allemal Nachrichten von unserm theuren Vaterlande in deiner Tasche mitbringst, allerlei Schönes und Nützliches aus und von demselben erzählst, und uns mit so vielem Guten bekannt machst, was in unsern Schweizer-Kantonen gethan und gestiftet wurde, wird oder werden *sollte.* Darum bitten wir dich, fahre doch fort, wie du angefangen hast. Wir hören zwar auch gerne von dir das Wichtigste von dem erzählen, was außer den Grenzen unsers Vaterlandes vorgeht; aber doch interessirt uns eine Nachricht von etwas innert demselben gestifteten und bestehenden Guten noch weit mehr.»[44]

Der Schweizerbote wird politisch

Bis die «Chronik des Vaterlandes» zu einer politischen Berichterstattung wurde, vergingen einige Jahre. 1814 wendete sich das Blatt in Europa. Napoleon hatte in der Völkerschlacht von Leipzig eine verheerende Niederlage erlitten und musste abdanken. In Wien trafen sich die siegreichen Alliierten zu einem Kongress, um Europa neu zu verteilen. Bern fühlte sich nicht mehr an die Mediationsakte von 1803 gebunden und verlangte die Waadt und den ehemaligen bernischen Aargau als Untertanenlande zurück. Es begann ein diplomatisches Seilziehen, in dem Bern seine Ansprüche in Wien und gegenüber den anderen eidgenössischen Ständen geltend machte. Zugleich wurde ein Federkrieg geführt, um die früheren Untertanen zu beeinflussen und zu belegen, dass sie nichts lieber wollten, als unter die Pranken des Berner Bären zurückzukehren.

Zschokke griff in das Geschehen mit allen publizistischen Mitteln ein. Der Schweizerbote wurde ein machtvolles Instrument des aargauischen Widerstandsgeistes. Er bemühte sich nicht so sehr darum, die zahlreichen Berner Flugschriften zu widerlegen, als Moral und Freiheitswillen der Aargauer zu stärken. «In allen Bezirken, in allen Gemeinden des ganzen Landes ist nur eine einzige entschiedene Stimme: ‹Wir sind mit unserer Regierung und unsern Einrichtungen sehr wohl zufrieden. Wir wollen Aargauer bleiben; und wenn's sein muß, wollen

wir's mit Hab und Gut und Blut beweisen!› Das Volk hat sein bisheriges Glück wohl schätzen gelernt, und will es nicht wieder fahren lassen, und seine Ruhe behaupten; und wer es wagt, es in seinem Frieden zu stören, der sorge für seinen eigenen!»[45]

Der Kampf um die Aargauer Unabhängigkeit wurde zu einem vorrangigen Thema. Alles, was diesem Anliegen diente oder es gefährdete, fand Eingang in den Schweizerboten. Selbstverständlich musste dabei seine bisherige politische Abstinenz fallen. Die Verhandlungen der eidgenössischen Tagsatzung, das Verhalten der anderen Kantone wurden wiedergegeben und kommentiert. Prompt wurde der Schweizerbote in den Kantonen Bern, Solothurn und Freiburg verboten. Die Aargauer Zensur stellte sich schützend hinter den Schweizerboten und drückte beide Augen zu. Zschokke bemühte sich seinerseits um Zurückhaltung und wies Zuschriften zurück, die ihm zu leidenschaftlich erschienen.[46]

Alles hatte das Ziel, den Kanton aus seiner Gefährdung herauszuführen; für einmal spannten die Regierung und Zschokke zusammen. In diesem Jahr ist keine einzige Zensurlücke zu verzeichnen. Jetzt zahlte es sich aus, dass sich die Regierung dem Schweizerboten gegenüber duldsam gezeigt und ihn trotz massiven Beschwerden aus anderen Kantonen nicht verboten hatte. Der Aargau bekam durch den Schweizerboten eine Stimme, die weit über seine Grenzen hinaus hörbar war. Der Schweizerbote bündelte die Ansichten und Argumente, war Sprachrohr der öffentlichen Meinung, widerlegte alle Angriffe und zeigte den Weg in die Zukunft des Aargaus und der Schweiz.

Appelle, patriotische Bekenntnisse und Gedichte, in denen religiöse und Kriegsmetaphorik zum Ausdruck kamen, riefen zu Einigkeit auf und beschworen eine patriotische Stimmung. Besonders eindringlich kommt dies im «Aargauer Psalm» zum Ausdruck:[47]

Vaterland! Freies Land,
Himmelan den Blick gewandt!
Wo die Sternen hangen,
Wo die Sonnen prangen,
Wohnt dein Schutzgeist; und sein Schirm
Waltet über dich im Sturm.
...
Frei bist du, frei mit Ruhm,
Aargau, unser Heiligthum!
Aus der Knechtschaft Banden
Siegend aufgestanden,
Strahl' in freier Majestät,
Bis dein Jura untergeht.
...
Steig' empor, heil'ger Schwur!

Hör' ihn, ewige Natur!
Lieber Alles meiden,
Als von Freiheit scheiden;
Lieber blut'gen Untergang,
Als der Sklavenfessel Klang.
...

Wie weit die Aargauer tatsächlich entschlossen waren, für die Freiheit ihres Kantons zu sterben, lässt sich natürlich nicht sagen. Wie immer bei Zschokkes vaterländischen Reden und Aufsätzen war viel Pathos dabei. Die Botschaft aber war klar und wurde verstanden. Der Aargau war erwachsen geworden und liess sich nicht mehr am Gängelband führen.

Selbst Bern musste einsehen, dass die Abneigung im Aargau gegen eine Wiederherstellung der Zustände von 1797 zu stark war, um auf eine friedliche Annexion zu spekulieren. Am 7. August 1815, mit der Unterzeichnung und feierlichen Beschwörung des neuen Bundesvertrags, wurde Entwarnung gegeben. Eine Proklamation der Aargauer Regierung vom 28. August 1815 gab der Bevölkerung das wichtige Ereignis bekannt und sagte dem Kanton eine ruhige, glückliche Zukunft voraus. Diese Proklamation wurde selbstverständlich ebenfalls im Schweizerboten abgedruckt.[48]

Zschokke fasste die Krise von 1814 und die Ereignisse danach einige Jahre später im Kreis seiner Mitkämpfer so zusammen: «Jung ist unser Freistaat, aber in allen seinen innern Verhältnissen schon kräftig ausgereift. Das Schild der Vermittelungsurkunde mußte seine ersten Jahre schirmen. Als das Schild zerbrochen ward, erwarteten manche darunter ein unmündiges Kind zu finden. Sie irrten. Ein Jüngling sprang hervor und behauptete sein Recht.»[49]

In der Neujahrsnummer 1816 zeigte der Schweizerbote erstmals alle 22 Kantonswappen und beschwor eine glückliche Zukunft der Schweiz: «Nun blüht der eidsgenössische Bundeskranz in zweiundzwanzig Blumen von allerlei Gestalt und Farbe, größer, schöner, fester, als jemals. Und die Herren des Welttheils, Kaiser und Könige, schworen ihm ewige Unantastbarkeit zu. ... Möge jede Blume im Bundeskranz einzeln für sich aufblühen, wie sie mag und kann und ihr's verliehen ist; aber Alles zu Ehren des ganzen Kranzes! Denn auf unsern Kranz und auf seine Festigkeit achtet das Ausland, nicht auf dies und das Blümlein darin. Blühe kräftig in dir selber, Zürich du wohlthuende Weise, Bern du Staatskluge, Luzern du Heitere, Uri du Altherrliche, Schwytz du Kräftige, Unterwalden du Kernhafte, Glarus du Stille, Zug du Mäßige, Freiburg du Fromme, Solothurn du Freundliche, Basel du Reiche, Schafhausen du Friedfertige, Appenzell du Gewerbsame, St. Gallen du Aufstrebende, Graubünden du Treue, Aargau du Freisinnige, Thurgau du Milde, Tessin du sich Entknospende, Waadt du Feurige, Neuenburg du Königliche, Genf du Erfinderische, Wallis du Beharrliche! Aber die Tugend jeder Einzelnen erblühe für Alle, und die Tugend Aller für Eine!»[50]

No. 2. 11. Januar 1816.

Der aufrichtige und wohlerfahrne

Schweizer-Bote.

SCHWEIZERISCHE EIDGENOSSENSCHAFT

LIBERTÉ ET PATRIE

Uff die drü neue Schildli im Schwizer-Chranz.

Peter.

Nei! Lueg doch eusre Schwizerbott,
Wie de na recht hoch werde wott:
Am Schwizerchranz da obe stöhnd
Drü Schildli, die si g'schaue löhnd!
Na unlängst hät's nünzächni gha,
Jetzt g'sehst da zweiezwänzgi stah!

Uli.

Glaub's wol, de häsch ja längst scho g'hört,
D' Schwiz hei si wieder öppis g'mehrt;
Me häd drei neue Ständ erchennt,
Si werded Neuburg, Wallis g'nennt;
De mit dem Schlüssel z'unterst heißt
De Kanton Jenf — wenn d's nanig weist!

Peter.

Jä so! se simmer wieder meh —
Was muß i doch na alles g'seh?
'S wird ein en Narr — vu Johr zu Johr
Chund wieder öppis Anders vor;
Villicht git's na es Dozzet Ständ,
Wenn na viel Lüth i's Chränzli wänd!

Uli.

Das ist ja recht, so wird d' Schwiz groß,
Daß nüd en jedre chline Stoß
'S ganz G'mächli übern Hufe gheit;
I säg es frei — es hät mi g'freut,
Daß, was d' Franzose g'stohle händ,
Nu wieder chund in eusri Händ!

Die zweite Ausgabe des Schweizerboten von 1816 mit einem Mundartgedicht von Pfarrer Johann Heinrich Müller aus Embrach auf die um drei Kantone (Wallis, Neuenburg und Genf) erweiterte Schweiz.

Bürgerliche Emanzipation

Nicht nur der Kampf gegen Berns Annexionsgelüste war 1814 Ziel des Schweizerboten, sondern auch die politische Emanzipation des Bürgers. Befreit von zensuriellen Fesseln und getragen vom Wohlwollen der Aargauer Politiker und der Solidarität der Bürger, riskierte es der Schweizerbote ein erstes Mal, über die Verhandlungen des Grossen Rats zu berichten.[51] Paragraf 36 des Grossrats-Reglements legte fest, dass die Sitzungen hinter verschlossenen Türen stattfinden sollten. Infolgedessen waren alle Informationen, die ohne offizielle Genehmigung an die Öffentlichkeit gelangten, gegen die Satzung, und eine Veröffentlichung konnte unterdrückt werden.[52] Das geschah in diesem Jahr des Burgfriedens jedoch nicht.

Für Zschokke besass der Staat keinen Selbstzweck, bestand er nicht auf Grund seiner Autorität, sondern wegen eines freiwilligen Entscheids der Bürger, ihm Rechte zu überlassen. Der Staat stand im Dienst der Bürger und hatte sein Leben, seine Freiheit und sein Eigentum zu sichern und seine Entwicklung und sein Wohlergehen zu fördern.

«Der Staat ist Form und Mittel der bürgerlichen Gesellschaft zur leichtern Entwickelung ihrer Anlagen, kraft des ursprünglich gleichen Rechts jedes Menschen auf Freiheit zu solcher Entwickelung, auf Erwerbung von Eigenthum, oder Mitteln zur vollendetern Selbstentfaltung, und auf Sicherheit, in solchen Befugnissen nicht beeinträchtigt zu werden, so wenig er andre beeinträchtigen darf. Der Staat ist also eine Stiftung zum gemeinen Nutzen; zur Wohlthat aller seiner Bürger; zu ihrer allmäligen Emporführung in einen hochmenschlichen Zustand.»[53]

In einer Demokratie war es unerlässlich, dass das Volk die politische Macht kontrollierte, überprüfte, ob sie sich noch auf dem richtigen Weg befand, und nicht nur einmal, alle zwölf Jahre bei den Grossratswahlen, an politischen Entscheiden teilnahm. Dazu musste es in das politische Leben einbezogen werden. Dazu waren bessere Bildung und Aufklärung über seine Rechte und die politischen Institutionen und eine bessere Informationslage nötig. Das Erste und Zweite waren Teil eines langfristigen Programms, aber die Information sollte gleich verbessert werden. Dazu waren die Zeitungen da. Nur der orientierte Bürger, war Zschokke überzeugt, konnte richtig entscheiden. Nur bei ihm war das Interesse am Gemeinwesen so weit geweckt, dass er, statt egoistisch nur auf seinen Vorteil zu schauen, das allgemeine Wohl zu seiner Sache machte.

1814 schien diese Phase der Emanzipation gekommen. Ähnlich hatte sich in Deutschland im Jahr zuvor in den Befreiungskriegen gegen Napoleon das Volk erhoben, und die Fürsten hatten versprochen, ihm mehr Rechte und eine Verfassung zu geben. Zschokke schrieb, in Anlehnung an die Religion, einen «Schweizerkatechismus», in dem er seinen Lesern staatsbürgerliche Grundsätze einprägte: «Was ist menschliche Freiheit?» «Was ist bürgerliche Freiheit?» «Was ist politische Freiheit?»[54]

Die Zensurschere wurde nach 1815 auch im Aargau wieder schärfer, und es war nicht mehr möglich, kritisch politische Fragen zu diskutieren. Zschokke musste seine Leser in einer «Jeremiade eines Zeitungsschreibers» warnen, nicht zu viel von ihm zu verlangen.

«Gerecht sein, ist schön, aber billig sein, ist noch schöner; das sollten sich, nicht weniger als andere christliche Menschen, auch die Zeitungsleser merken, und ihre Forderungen an die Zeitungsschreiber nicht zu hoch spannen. Doch erhebet eure Häupter und sehet, wie weit das Verderben unserer verhängnißvollen Zeit auch hierin um sich gegriffen hat! Nicht nur die Neuerungssucht, ach! selbst die Neuigkeitssucht kennt keine Grenzen mehr; man fordert von einem Zeitungsschreiber nicht, wie einst in den alten guten Zeiten, etwas Neues, sondern das Allerneueste; mit einem ehrbaren und züchtigen Gedankenstrich ist man nicht mehr zufrieden; barsch und grell soll die Wahrheit herausgesagt und links und rechts mit der Peitsche darein geschlagen werden. Welch' eine unbillige Forderung! Erwäget doch, menschenfreundliche Leser! erwäget und bedenket die Schwierigkeiten, mit denen auch der friedliebendste und sanftmüthigste Zeitungsschreiber zu kämpfen hat – und wie, noch neuen Gefahren wolltet ihr ihn preisgeben? Sein gemeinnütziges Dasein wolltet ihr auf's Spiel setzen? Gleichet ihr nicht jener thörichten Frau, welche die Henne, die goldene Eier legte, todtschlug, um den goldenen Schatz auf einmal zu bekommen, aber – nichts fand, und zu spät einsah, daß alle guten Dinge auch gute Weile haben wollen? So gehet denn in euch und seid billig! Höret auf die gerechten Klagen, die aus den Herzen aller Zeitungsschreiber durch meinen Mund zu euch kommen und lauten ...»[55]

«Ich glaube an die öffentliche Meinung»

Nässe und schlechte Ernten führten 1816 zu einer Hungersnot. Der Schweizerbote brachte Beiträge gegen die Herstellung von Branntwein aus Kartoffeln, da der armen Bevölkerung dadurch ein wichtiges Nahrungsmittel entzogen werde. Als ein Gegenartikel erscheinen sollte, wurde er von der Zensur gestrichen, mit der Begründung, im Aargau sei die Branntweinfabrikation verboten, und infolgedessen laufe der Artikel dem Gesetz zuwider. Dem Aargauer Zensor war es gleichgültig, dass der Schweizerbote eine Diskussion pro und kontra Kartoffelschnaps auf einer gesamtschweizerischen Ebene führte, wo lang nicht überall die Herstellung untersagt war. Der Zensor vertrat den Standpunkt, dass ein Artikel, der unter den Augen der Regierung erschien, für die Leser halb offiziellen, ja geradezu amtlichen Charakter trug – sonst hätte sie ihn ja verboten. Im Zweifelsfall erschien es besser, alles zu streichen, als etwas durchgehen zu lassen.

Zschokke protestierte bei der Aargauer Regierung gegen diese Willkür. «Die immer häufiger werdenden Wegstreichungen ganzer Artikel und fast halber Bögen verursachen nicht nur Stokkung in regelmässiger Versendung der Zeitschrift,

sondern auch, zur Wiederherstellung der Lükken, beträchtliche Drukkosten. Dazu kömmt, dass der Herausgeber des Blatts zuletzt nicht mehr wissen kann, was er darin aufnehmen soll, um nicht anstössig zu sein. – Unter diesen Umständen muss eine Zeitschrift, welche seit vielen Jahren dem Kanton zu Nutzen und Ehre zu dienen trachtete, mit Beendigung gegenwärtigen halben Jahres aufhören.»[56]

Ob Zschokkes Drohung ernst gemeint war oder nicht – sie erreichte ihr Ziel. Die Aargauer Regierung setzte eine Kommission ein, und am 18. Juni 1816 wurde die Zensur offiziell aufgehoben. «Für jede in einer Druckschrift enthaltene Äusserung gegen die Religion, die Sittlichkeit, die öffentliche Ordnung, die den bestehenden Staatsverfassungen und Regierungen gebührende Achtung, so wie für jede Ehrverletzung von Individuen oder Gemeinheiten, ist der Verfasser, der Herausgeber, der Verleger und der Drucker derselben vor den Gerichten verantwortlich.»[57]

Kurz darauf erschien von Ignaz Paul Vital Troxler in der Zeitschrift «Schweizerisches Museum», die ebenfalls bei Sauerländer in Aarau herauskam, der Aufsatz «Über die Freiheit der Presse in besonderer Beziehung auf die Schweiz».[58] Darin wird die Zensur als ein Geschöpf der Finsternis und der Verruchtheit bezeichnet, das nicht zur Schweiz passe. Zschokke zitierte im Schweizerboten ausgiebig daraus. Die Zensur habe eine Verstümmelung der öffentlichen Meinung zur Folge. «Die Zensur steht der Regierung im Lichte, dem Volk im Wege.»[59]

Dennoch wurde Zschokke mit der Pressefreiheit nicht recht froh. Der Aargau blieb eine Insel in einem von Zensur geprägten Umfeld. Von überall her wurde am Schweizerboten herumgemäkelt, wurden Artikel kritisiert und die Zeitung angegriffen, so dass Zschokke, der gegenüber ungerechtfertigten Vorwürfen dünnhäutig war, sich beklagte: «Das trommelt von allen Seiten auf das Ränzel des armen Schweizerboten so lustig und tapfer los, als wenn sein Briefsack Allerwelt-Heerpauke wäre. Beinahe alle Zeitungsschreiber löblicher Eidsgenossenschaft werden darüber in Trommelstecken verwandelt.»[60]

Schon bald bereute die Aargauer Regierung ihren Beschluss und erwog, die Zensur wieder einzuführen. Der scharfzüngige Paul Usteri gab seit 1814 die «Aarauer Zeitung» heraus – selbstverständlich ebenfalls bei Sauerländer –, die als Vorläuferin der «Neuen Zürcher Zeitung» zu gelten hat und in ganz Europa, von St. Petersburg über Berlin und Wien bis nach Paris, gelesen wurde. Auf die arme Aargauer Regierung hagelte es Beschwerden der ausländischen Gesandten und des eidgenössischen Vororts. 1824 musste unter dem massiven Druck des Auslandes und der anderen Kantone auch im Aargau die Zensur wieder eingeführt werden.[61] Es wird weiter hinten noch die Rede davon sein.[62]

Trotz allen Widrigkeiten gab Zschokke seinen Schweizerboten nicht auf. Das zeigt die Bedeutung, die er seiner Volkszeitung beimass. Alle anderen Periodika für einen gehobenen Leserkreis, die er während dieser Zeit gründete und redigierte,[63] beendete er dagegen schon nach wenigen Jahren, nicht zuletzt wegen

der zermürbenden Erfahrung mit der Zensur. Am Schweizerboten hielt er fest, weil er ihn als Sprachrohr betrachtete, durch welches die Bevölkerung untereinander und mit den Politikern kommunizierte. In einem «politischen Glaubensbekenntnis eines Schweizers» hielt er seine Ansicht dazu fest: «Ich glaube an die öffentliche Meinung, welche ist eine heilige Stimme des Volkes, durch Öffentlichkeit geboren, durch Wahrheit genährt und gepflegt, und welche durch Geheimnißkrämerei und Schlechtigkeit zwar gefährdet, aber nie ganz verloren gehen kann.»[64]

Der Schweizerbote wird erwachsen

Die Zensur des Schweizerboten und der Kampf dagegen brachten Zschokke in Widerspruch zur Regierung. Seine Auffassung, wenn man sich nicht mehr öffentlich äussern könne, sei eine Republik nicht mehr frei, setzte sich schliesslich durch. Unmerklich hatte sich der Ton des Schweizerboten verändert. So schrieb Zschokke in seiner Autobiografie «Eine Selbstschau» über den Schweizerboten: «Während seiner dreißigjährigen Wanderung ließ ich ihn gleichsam mit seinen Lesern allmälig aufwachsen; männlicher urtheilen, unterrichteter und unterrichtender sprechen, so, daß er zuletzt einem schlichten, derben, erfahrnen Landmanne voll gesunden Menschenverstandes glich, der, im Gefühl seiner republikanischen Rechtsgleichheit, mit Gelehrten und Ungelehrten, Hohen und Niedern, ein anständiges Wort wechseln darf.»[65]

Der Schweizerbote war seit 1814 zu einer ernst zu nehmenden politischen Zeitung geworden, oft gefürchtet von den Regierungen, geschätzt von Lesern, die mit der liberalen Grundhaltung übereinstimmten und bereit waren, dort, wo etwas nicht ausgesprochen werden konnte, auch zwischen den Zeilen zu suchen. «Die Zeitungsschreiber dürfen den Lesern nicht Alles sagen, was sie wissen. Denn die Welt ist schlimm; es gibt böse Mäuler, böse Gewissen, schwache Geister, starke Finger, kurze Augen, lange Ohren und matte Herzen.»[66] Der Schweizerbote war dafür bekannt, dass er mutig, aber doch im Tonfall moderat für Freiheit und Volksrechte eintrat. Dies glich den Mangel etwas aus, dass er noch immer nicht umfassend über das Geschehen im In- und Ausland berichtete. Er blieb darauf spezialisiert, gute und schlechte Beispiele im privaten und öffentlichen Leben, in Haushalt, Institutionen und Verwaltung darzustellen, Lehrreiches und Unterhaltendes anzubieten. Weiterhin verfügte er über kein eigentliches Korrespondentennetz, sondern war auf Zuschriften «fleissiger Leser» angewiesen, die ihm vorwiegend «Auffälligkeiten» mitteilten.

No. 1. 7. Januar 1830.

Der aufrichtige und wohlerfahrene

Schweizer-Bote.

Die Verhandlung der großen Räthe und Landsgemeinden muß vor dem Ohre gesammter Eidsgenossenschaft ertönen. So wird die heilige Sache des Vaterlandes die heilige Sache jeder Hütte, und ein göttlicher Gemeinsinn wird, wie himmlisches Feuer, den Moder spießbürgerischer Selbsucht verzehren. Schweizerlandsgeschichte.

Der Schweizerbote am Neujahrsmorgen 1830.

Der Winter übet streng Zensur
Im großen Leben der Natur;
Das freie Keimen und Erblühen,
Er konnt' es Alles überziehen
Mit weißem Leichentuch.
Doch was da schläft, das ist nicht todt;
Denn bald erwacht ein Morgenroth
Mit Frühlingshauch aus Winterschrecken,
Der Freiheit junge Kraft zu wecken,
Im Schweizer Alpenthal.
Ich will des Frühlings Bote sein,
Im Lande wandern aus und ein,
Und, werd' ich Erstlingsblumen finden,
Den Alpensöhnen all verkünden:
„Der Freiheit Lenz ist da."

E. S.

Der neue Rock.

Der aufrichtige und wohlerfahrne Schweizerbote tritt heut, stattlich angethan mit einem neuen Gewand, zu Euch, Ihr Herren, Ihr Frauen und Töchter; denn der alte Rock war von Wind und Wetter ausgebleicht, viel zerrissen und zersetzt, und Ihr selbst habet oft mit Erbarmen auf ihn geschaut, wie ihm das liebe bloße Hemd hell und klar durch die Zensurlöcher sah.

Also ist das Alte neu worden; doch ist der Bote im neuen Kittel der Alte geblieben mit Geist und Gemüth. Und so ists recht. Menschenwerk vergeht, Gottes Werk besteht. Glaube, Recht und Wahrheit sind weder alt noch neu, sondern ewig, wie der Geist und seine Vernunft; denn sie sind aus Gottes Hand. Alles Andere drum und dran, was Menschenhand und Menschenverstand an Staaten, Kirchen, Gesetzen flickt, ist eben vergängliches Flickwerk und Menschenwerk.

Darum behaupt' ich immer, es sei wahre Abgötterei und wahre Sünde, wenn man menschliches Werk wie ein Gottes-

1830 erhielt der Schweizerbote wieder einen «neuen Rock». Der alte Druckblock war abgenutzt und musste ersetzt werden. Das bot Gelegenheit, das Erscheinungsbild zu modernisieren. Statt des Holzschnitts wurde jetzt ein Kupfer- oder Stahlstich verwendet, der eine feinere Zeichnung ermöglichte. Die Kolorierung geschah in diesem Fall von seinem privaten Besitzer.[67]

In der Ära der schweizerischen Regeneration entstanden seit 1830 zahlreiche neue Zeitungen. Jene Kantone, die sich eine liberale Verfassung gegeben hatten, hatten zugleich oder manchmal noch davor die Pressezensur aufgehoben. Statt einer gab es nun zwei, drei oder noch mehr Zeitungen in den verschiedenen Regionen. Die Berichterstattung über das politische Geschehen wurde immer wichtiger und ausführlicher. Es galt nicht mehr als unanständig, über Ratsverhandlungen zu schreiben oder sie gar zu kommentieren.

Auch konservative Kreise, die sich bisher vehement gegen Pressefreiheit gewehrt hatten, begannen Zeitungen herauszugeben. Es blieb ihnen gar nichts anderes übrig, wollten sie das Feld der öffentlichen Meinung nicht ganz den Liberalen überlassen. Im Aargau war 1828 die «Aargauer Zeitung» gegründet worden, in Opposition zum Schweizerboten und zunehmend als Stimme der Konservativen. Die Zeitungslandschaft belebte sich, kämpferische Töne wurden laut. Um einzelne Zeitungen begann sich ein Parteiwesen zu bilden.

Zschokke zog sich allmählich zurück. Er konnte sich mit Parteizeitungen nicht befreunden. Obwohl ein dezidierter Anhänger des Liberalismus, trat er doch immer für Ausgleich und Mässigung ein. Der Federkrieg, wo zwischen den Redaktionen die Fetzen flogen, war ihm unbehaglich. Die Zeit für eine gemütliche Zeitung, die sich der Volksaufklärung verschrieb, war vorbei.

Auch der Schweizerbote musste sich anpassen, wenn er überleben wollte. Seit 1836 erschien er zweimal in der Woche. Die wöchentliche Seitenzahl erhöhte sich zwar nicht, aber der Satzspiegel wurde so vergrössert, dass bedeutend mehr Text Platz hatte. Damit stieg auch der Bedarf an Stoff. Ein Korrespondentennetz sollte aufgebaut werden, um über die Inlandereignisse noch umfassender und vor allem schneller zu berichten. Da stieg Heinrich Zschokke aus. Er fühlte sich nie als Journalist. Er war nicht bereit, sich Mehrarbeit aufzuhalsen, nur um den Informationshunger der Leser zu stillen.

Als Zschokke auf Ende 1836 die Redaktion abgab, verlor der Schweizerbote allmählich seine Eigentümlichkeit, den persönlichen Charakter, die Eigenartigkeit und Liebenswürdigkeit des Amateurhaften, des Einmannunternehmens. Der Schweizerbote wurde professionell und unterschied sich bald kaum noch von anderen Zeitungen. Von 1838 an erschien er sogar dreimal und wieder in vergrössertem Format (Folio). Er bestand unter wechselnder Redaktion bis 1878.

Zschokke besass eine ganze Reihe von Diplomen, Auszeichnungen und Bürgerrechten, Titeln und Ehrenzeichen, die seine Funktion oder Verdienste betrafen und die er gern aufzählte und Bekannten zeigte. Auf einen seiner Titel war Zschokke besonders stolz, weil er ihm auf demokratische Weise verliehen worden war: Volksschriftsteller und Volksfreund. Er erwarb ihn nicht zuletzt deshalb, weil er 35 Jahre lang eine Zeitung herausgegeben hatte, die als Erste in der

Schweiz vom gewöhnlichen Volk gelesen und getragen wurde, eine echte Volkszeitung, die vom Volk verstanden und geliebt wurde.

In der Reichweite des Schweizerboten

Im Aargau, obwohl bevölkerungsmässig der fünftgrösste Kanton der Eidgenossenschaft, durfte Zschokke, als er den Schweizerboten 1804 auferstehen liess, nicht mit genügend Absatz rechnen. Dazu war das lesefähige und lesewillige Publikum zu klein. Der Schweizerbote suchte und fand in der ganzen deutschsprachigen Schweiz Verbreitung. In den grossen Nachbarkantonen Bern und Zürich stand er aber in Konkurrenz mit einheimischen, etablierten Blättern, wobei sein Vorteil war, dass im Aargau keine Stempelgebühren erhoben wurden, die etwa in Zürich den Preis einer Zeitung um ein Drittel erhöhten.[68]

In Basel bestand eine spezielle Situation: Hier gab es bis 1831 keine politische Zeitung. Der Verleger Samuel Flick gelangte immer wieder an die Basler Regierung, um die Erlaubnis für eine Zeitungsgründung zu erwirken. Diese wurde ihm und allen andern, die ein ähnliches Gesuch stellten, verweigert. Es war ein kluger Schachzug Flicks, seinen Teilhaber Sauerländer nach Aarau zu schicken, um in dem dort liberaleren Klima Zeitungen und Zeitschriften für den Basler Markt herauszugeben. Der Schweizerbote wurde über Jahrzehnte zu einer der wichtigsten Zeitungen in Basel, was sich auch daran zeigt, dass sich die Basler Regierung immer wieder mit ihm befasste, ihn entweder unterdrückte oder sich bei den Aargauer Kollegen über ihn beschwerte.[69]

Seit 1819 lassen sich die Abonnenten des Schweizerboten aus dem Honorarbuch, das Sauerländer für Zschokke führte, nach Regionen aufschlüsseln. Die Zahlen für das erste Semester 1826 zeigen, dass von 2 582 Exemplaren 632 (knapp ein Viertel) im Aargau blieben, davon mit 329 über die Hälfte in Aarau selbst. 1 950 Exemplare gingen in andere Kantone, der Löwenanteil nach Zürich (ebenfalls ein Viertel), nach Basel und in die angrenzende Region, nach Luzern und Solothurn, also in die Nachbarkantone des Aargaus. In Bern war der Schweizerbote seit 1814 verboten, dennoch gelangten 118 Exemplare (5%) dorthin. Lieferungen direkt ins Ausland scheinen selten gewesen zu sein. Dagegen wurden über Basel das nahe Elsass und der südliche Schwarzwald beliefert und über Schaffhausen Württemberg und Bayern.

Interessant ist die soziale Aufschlüsselung der Abonnenten. Obwohl der Schweizerbote für die Landbevölkerung konzipiert war und sich an sie wandte, wurde er vorwiegend vom Bürgertum in Städten und auf dem Land gehalten. Unter den Hunderten von Leserzuschriften, die im Schweizerboten abgedruckt wurden, weist kaum einer vom Inhalt und Stil darauf hin, dass er von einem ungebildeten Mann, aus einer unbeholfenen Hand stammen könnte. In den Abonnentenverzeichnissen, die erstmals für 1831 detailliert vorliegen, finden sich viele

Wirte, Lehrer, Pfarrer, Ärzte, Gemeindebeamte, Kaufleute, Müller, auch einige Handwerker verschiedener Berufe, etwa ein Dutzend Frauen, aber nur zwei Landwirte.

Hatte sich Zschokke in der Zusammensetzung seiner Leserschaft so verschätzt? Und irrt Holger Böning, Pressehistoriker und Spezialist für die Geschichte der Volksaufklärung, wenn er über den Schweizerboten sagt: «Eine zweite, auch nur annähernd so auflagenstarke und wirkungsvolle Zeitung für die bäuerliche Bevölkerung gab es in der Schweiz nicht»?[70]

Es ist zu vermuten, dass die Landbevölkerung mit dem Schweizerboten hauptsächlich im Wirtshaus und anderen öffentlichen Lokalen in Berührung kam und dass ihr ausgewählte Artikel vom Pfarrer, Lehrer oder Gemeindeschreiber vorgelesen wurden. Vielleicht auch von einem alten Soldaten, der wie in Jeremias Gotthelfs «Bauernspiegel» in der Fremde lesen und schreiben gelernt hatte.

Das Vorlesen hat eine alte Tradition und war von eminenter Bedeutung für die sozial unteren Schichten. Es war eine der wichtigsten Formen der Aneignung von Kulturgütern und wurde weniger gegenüber Kindern als unter Erwachsenen gepflegt. Das Vorlesen war Unterhaltung, Belehrung und soziales Ereignis zugleich. Es liess sich unterbrechen, und man konnte Fragen stellen, Einwände und gepfefferte Kommentare dreingeben, anders als in der heutigen Medienkultur der Einwegkommunikation.

Der Schweizerbote eignete sich hervorragend zum Vorlesen. Er nahm dialogische Auseinandersetzungen, wie sie sich bei einer Gemeinschaftslektüre ergaben, vorweg und stimulierte sie, bildete eine Partitur, an der ein Gespräch anknüpfen konnte. Er machte wohl auch Lust, sich selbst im Lesen zu versuchen, um, abseits von Autoritäten wie Lehrer, Pfarrer und Dorfmagnaten, ungestört sich ein eigenes Urteil zu bilden. Er schulte den Sinn für Zusammenhänge, den politischen Verstand, förderte durch seine Vergröberungen und seine grellen Farben aber durchaus auch Vorurteile und falsche Meinungen.

Fazit: Auch wenn der «lesende Landmann»[71] in den Jahrzehnten nach 1800 in der Schweiz weitgehend eine Illusion gewesen zu sein scheint, so darf davon ausgegangen werden, dass es in jedem Dorf einige aufgeklärte Männer (vielleicht auch Frauen) gab, die fliessend lesen konnten und bereit waren, ihr Können wissbegierigen Familienmitgliedern, Nachbarn und Bekannten zur Verfügung zu stellen.

Die Abonnentenlisten zeigen, dass der Schweizerbote nur zum Teil an Postämter oder Buchhändler der Städte abgegeben, sondern jede Woche auch von Boten mit Rucksack oder Handkarren vertrieben wurde. Im Aargau beispielsweise wurde er vom Reinacher Boten, Rueder Boten, Staffelbacher Boten, Birrwiler Boten, Kulmer Boten, Bibersteiner Boten, Fricktaler Boten, Seenger Boten und Brugger Boten übernommen, wobei jeder im Durchschnitt etwa 20 Exemplare in den Dörfern seines Zuständigkeitsbereichs abgab.[72]

Der Rueder Bote etwa besass acht Abnehmer in Entfelden, Muhen, Hirschtal, Schöftland und Rued, das heisst, er verteilte den Schweizerboten auf dem

ganzen Weg südlich von Aarau bis Schlossrued. Der Staffelbacher Bote hatte 28 Kunden. Er zog von Aarau aus ebenfalls nach Süden, schlug aber eine etwas weiter westlich gelegene Route ein und belieferte Entfelden, Kölliken, Holziken, Safenwil, dann weiter südlich Staffelbach, Wittwil, Bottenwil, Reitnau und Kulmerau, ja sogar Triengen und Schlierbach im Kanton Luzern.

So weit zur mikrogeografischen Verteilung, die zweierlei zeigt: Der Schweizerbote kam erstens auch in kleinere Dörfer und Weiler, zweitens wurden in ländlichen Gemeinden selten mehr als zwei bis drei Exemplare abgesetzt. Wie weit es sich dabei um private oder Gemeinschaftsabonnemente handelte, ob der Schweizerbote an öffentlich zugänglichen Stellen ausgelegt oder ausgeliehen wurde, lässt sich nur schwer sagen.

So viel darf als sicher gelten: Der Schweizerbote war nicht nur eine Leser-, sondern auch eine Vorlesezeitung, was mindestens ebenso wichtig war. Das Bürgertum teilte unter Zschokkes Anleitung seine Erfahrungen und Überzeugungen der Landbevölkerung mit. Ob diese das Angebot annahm, ist eine andere Frage. Jedenfalls war der Schweizerbote handlich und einfach geschrieben, unterhaltend und vielseitig, billig und leicht erhältlich So fand er überall Zugang, wenn er nicht aus politischen oder ideologischen Gründen gewisse Leser abschreckte. Es genügte unter günstigen Umständen, dass in einem Dorf ein einziges Exemplar im Umlauf war, um die ganze Bevölkerung über den Inhalt auf dem Laufenden zu halten.

Auch im katholischen Freiamt, im Südosten des Aargaus, wurde der Schweizerbote gern und mit Interesse gelesen. Dort wurde er von mehr als 20 Abonnenten gehalten, die ihn über das Postamt von Muri bezogen. Einer von ihnen war Heinrich Fischer, Wirt des Gasthauses Schwanen in Merenschwand, von dem noch mehrfach die Rede sein wird.

Um noch einmal auf die soziale Zusammensetzung der Abonnenten zurückzukommen: Die Resultate sind verblüffend. Zwei namentlich aufgeführte Landwirte lassen sich für 1831 feststellen, obwohl diese Leserschicht nach wiederholter Aussage im Schweizerboten sein eigentlicher Adressat sein sollte. Wie so oft bei Zschokke klafften Wunschvorstellung und Wirklichkeit auseinander. Der Bauernstand und damit die Mehrheit der Bevölkerung war nicht in der Lage, eine Zeitung zu abonnieren und regelmässig darin zu lesen. Der Schweizerbote trug dazu bei, dies allmählich zu ändern.

Die Verankerung des Schweizerboten im Alltag

Ernst Münch, einer der ersten Biografen Heinrich Zschokkes, der einige Jahre in Aarau verbrachte, beschrieb die Bedeutung des Schweizerboten so: «Der Schweizerbote hat getreulich jeden Pulsschlag des öffentlichen Lebens in der Schweiz verfolgt, und der Meinung des Volks, als Gefäß und Organ, in guten und schlim-

men Tagen gedient. Er hat Zurechtweisung in die Säle der Vornehmen, Belehrung in die Hütten, Trost in die Gemächer des Elends gebracht. Manches Schlimme hat er verhindern, manches Gemeinnützige befördern geholfen. Die Liebe zur Öffentlichkeit und die Furcht vor derselben wurden ganz besonders durch *ihn* geweckt. Es ist beinahe unter dem gemeinen Volke sprüchwörtlich und legitim geworden, Jemanden, der im Begriff ist, Thorheiten zu begehen, oder in schon begonnenen fortfährt, und entweder vom alten Schlendrian oder von sonstigen bösen Gewohnheiten nicht abstehen will, zuzurufen: ‹Du wirst gewiß noch ins Blättlein kommen!› Unter diesem Blättlein versteht und kennt man längst den Schweizerboten. Wenn Sonnabends oder Sonntags die von den Mühen der Woche rastenden Landleute und Bürger vergnüglich um den Wirthstisch sitzen, dann wird vor allem andern das Blättlein hinter dem Spiegel herbegehrt; die Politiker rücken näher zusammen, und das Vorgelesene wird sodann parlamentarisch mit vielen Glossen kommentirt, bisweilen auch berichtigt und widerlegt ...»[73]

Männer beim Zeitunglesen und Diskutieren in einem Wirtshaus. Karikatur aus der in Bern erschienenen, reich mit Zeichnungen versehenen satirischen Zeitung «Der Gukkasten». Die Meinung eines der Herren: «So wie i d'Sach verstah, hei die wilden Affen in India d'Engiländer, ganzi Regimenter mit Hut und Haar aufgefressen.»[74]